

# Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition  
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:  
Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 302

Nr. 19

São Paulo, 1. November 1912

IX. Jahrg.

## Volkswirtschaftliche Rundschau.

Der 9-monatliche Aussenhandel über Santos. 70 Millionen mehr. Grosser Maschinen-, Metall- und Lebensmittelimport, Deutsche und Yankees mit den Engländern auf der Reimbahn. Die Produktionsausfuhr mit buntem Wechsel auf den Absatzgebieten. Santos-Handel vor 10 Jahren und jetzt. Der 9-monatliche Schiffsverkehr; starke Hebung der deutschen Flagge. Seit 10 Jahren dreifacher Verkehr.

Ueber den Hafenverkehr von Santos während der ersten 9 Monate dieses Jahres liegen die Hauptziffern bereits vor. In der Landeswährung von Milreis erreichte der Warenwert:

|                    | 1911        | 1912        |
|--------------------|-------------|-------------|
| 9 Monate im Import | 141.327:428 | 178.411:687 |
| „ Export           | 280.321:759 | 313.802:580 |

Export-Saldo 138.994:331 135.390:893

Der Gesamthandel hat dieses Jahr gegenüber der gleichen Zeit von 1911 eine Wertsteigerung von 70 Millionen Milreis erreicht. Diese Zunahme verteilt sich auf die beiden Teile der Handelsbilanz beinahe gleich, nämlich mit 36 Millionen auf den Import und 33 Millionen auf den Export. Das Aktivsaldo zugunsten der Landesproduktion hat sich bei der etwas größeren Zunahme des Imports um 3,5 Millionen, d. h. von 138,9 auf 135,3 Millionen Milreis abgeschwächt, ein Ausfall, der im letzten Quartal bei der starken Kaffeeausfuhr zu hohen Preisen sich jedoch wieder ausgleichen dürfte, obwohl unser Warenimport allerdings einen enormen Umfang angenommen hat.

Auf die wichtigsten Warengruppen entfällt der Wert des Importes mit folgenden Zahlen:

|                               | 1911         | 1912         |
|-------------------------------|--------------|--------------|
| Baumwolle u. Waren            | 12.527:828\$ | 14.347:871\$ |
| Stahl, Eisen u. Waren         | 17.791:849\$ | 21.187:686\$ |
| Industrie-Maschinen           | 3.139:573\$  | 3.891:581\$  |
| Ackerbau-Maschinen            | 561:055\$    | 588:351\$    |
| Andere Maschinen und Werkzeug | 13.746:313\$ | 18.323:672\$ |
| Chemische Produkte            | 3.672:219\$  | 4.569:356\$  |
| Felle, Häute u. Leder         | 4.528:694\$  | 4.480:235\$  |
| Lein- u. Hanfgarne            | 1.139:554\$  | 1.234:103\$  |
| Jute u. Hanf. roh             | 4.067:861\$  | 2.432:274\$  |
| Steinkohlen                   | 4.296:032\$  | 7.032:349\$  |
| Petroleum                     | 1.192:151\$  | 1.634:567\$  |

|              |              |              |
|--------------|--------------|--------------|
| Reis         | 195:365\$    | 39:417\$     |
| Stockfisch   | 1.916:234\$  | 2.385:797\$  |
| Weizenmehl   | 3.363:694\$  | 5.639:315\$  |
| Weizen       | 10.940:344\$ | 10.452:759\$ |
| Weine        | 9.593:363\$  | 11.783:349\$ |
| Lebensmittel | 8.574:613\$  | 12.307:613\$ |
| Geld         | 615:599\$    | 119:999\$    |

Die größte Zunahme haben die Maschinen, Apparate, Werkzeuge etc., wobei offenbar viel Materialien für den Bau enthalten sind (plus 4,5), dann aber auch vor allem die Lebensmittel (plus 3,8), ferner Stahl und Eisen und solche Waren, desgleichen Steinkohlen (plus 28). Die Lebensmittel allein haben eine Zunahme um fast 9 Millionen Milreis erfahren, obwohl in dieser Zufuhr vom Ausland die großen Lebensmittellieferungen aus den anderen Staaten Brasiliens nicht eingeschlossen sind und obwohl man sich in den letzten Jahren besonders vonseiten der Behörden Mühe gab, die einheimische Nahrungsproduktion zu heben. Wie es scheint, ist in unserer Müllerei eher ein Rückgang bemerkbar, denn bei dem bedeutend erhöhten Bedarfe an Mehl ist der Weizenimport zurückgegangen, aber die Mehleinfuhr um so stärker angestiegen. In unserer Weinproduktion sieht es immer noch ziemlich traurig aus; nicht einmal für den gewöhnlichen Bedarf an Tischwein kann die einheimische Produktion aufkommen, mit ihrem meist nur für Essigfabrikation verwendbaren Produkte. So ist denn die Zufuhr von gewöhnlichen wie feinen Marken stark gestiegen. Nur in der Reiskultur ist wieder ein Fortschritt zu verzeichnen, so daß dieser Artikel im Import nur noch mit einer geringen Ziffer figuriert. Ein gleiches ist in der Baumwolle noch nicht der Fall. Für die Entwicklung der Industrie und des Verkehrs ist, außer den Ziffern über die Metalle, auch vor allem die bedeutende Zunahme der Steinkohleneinfuhr bemerkenswert.

Da die 9 Monate schon einen Import von über 178 Millionen Milreis brachten und das ganze Jahr 1911 nur einen solchen von fast 193 Millionen hatte, das 4. Quartal des Jahres aber immer eine sehr starke Importzeit ist, so wird 1912 reichlich wieder eine Zunahme von 50 Millionen Milreis aufweisen, wie sie das Vorjahr gegenüber 1910 aufzuweisen hatte. Das bedeutet aber eine ganz enorme Konsumsteigerung für ein Volk von kaum 3.500.000 Köpfen und eine Belastung ihres Geldbeutels, die nur ohne ernstliche Schäden und Gefahren geschehen kann, weil

der gleichzeitige Produktenexport das Kleingeld in ausreichendem Maße verschafft. Allerdings ist dabei zu bedauern, daß trotz der großen Hafen-Bauten in Santos sich die Zollverwaltung für die Erledigung eines solchen Verkehrs wieder ganz unfähig zeigt, wie dies schon damals in den Zeiten von Anfang der neunziger Jahre geschah und dadurch nicht allein dem Handel großen Schaden zufügt, sondern was noch empfindlicher ist, die Warenpreise dieses Importes selber enorm erhöht. Immerhin wollen wir dabei nicht vergessen, daß dieser Verkehr auch riesiges Wachstum angenommen hat, indem im letzten Jahrzehnt der Import sich von 84 auf 230, der Export von 243 auf 500 Millionen Milreis gesteigert, also mehr als verdoppelt hat.

Auf die wichtigsten Länder entfällt der 9 monatige Import in folgender Weise:

|                    | 1911         | 1912         |
|--------------------|--------------|--------------|
| Deutschland        | 26.080:805\$ | 34.361:050\$ |
| Argentinien        | 14.975:842\$ | 15.789:882\$ |
| Oesterreich-Ungarn | 1.998:386\$  | 2.835:725\$  |
| Belgien            | 7.763:722\$  | 10.442:305\$ |
| Vereinigte Staaten | 15.753:171\$ | 23.806:940\$ |
| Frankreich         | 10.068:047\$ | 13.415:126\$ |
| Großbritannien     | 34.362:948\$ | 39.779:727\$ |
| Italien            | 13.324:649\$ | 18.087:641\$ |
| Portugal           | 5.615:655\$  | 6.866:946\$  |
| Andere Länder      | 11.474:203\$ | 13.026:345\$ |

Total 141.327:428\$ 178.411:687\$

Diese Tabelle ist recht interessant, sie weist ganz bedeutende Vormärsche auf. Großbritannien hat zwar auf der ersten Stufe gegenüber seinem nächsten Rivalen Deutschland immer noch einen Vorsprung um 5,4 Millionen, hat aber heuer doch nur eine Zunahme von 5,4 Millionen, während Deutschland eine solche von 8,3 und die Vereinigten Staaten von 8,1 Millionen Milreis haben. Die Ziffern bedeuten für den Handelsstatistiker bemerkenswerte Zeichen der Zeit. Wo ein Land auf der heutigen Erdenrunde kraftvoll voranschreitet, Eisenbahnen, Städte, Industriepaläste, modernen Wirtschaftsbetrieb einführt, da stellen sich sofort drei Welthandelsvertreter: der Engländer, der Deutsche und der Yankee ein und bieten ihm das Beste und Modernste an, was die heutige wissenschaftliche Technik herstellt. Die anderen Staaten kommen erst in zweiter Linie, Frankreich mit seinen Modestoffen, Italien und Portugal mit ihren Weinen, Oesterreich-Ungarn und Argentinien neben den Yankees mit ihrem Mehl und Getreide. In dem gesteigerten Lebensmittelimport hat jedenfalls Italien seine bedeutende Zunahme von 4,7 Millionen Milreis erzielt. Alle Staaten haben ihren Warenexport nach Santos vermehrt und so an dem großen Aufschwung der Konsumkraft unseres Kaffeestaates partizipiert. Darin haben wir ein Anzeichen dafür, daß São Paulo in Bälde der Tummelplatz der Commisvoyageurs aller Welt sein wird und wie dies in Buenos Aires bereits der Fall ist, eine Konkurrenz der Industrienationen bei sich sehen wird, wie dies nicht einmal die großen Handelszentren der Alten Welt haben. Denn in unserer neuen Welt treffen sich alle Völker und Rassen.

Die Zunahme der Produktausfuhr um 33,5 Millionen Milreis entfällt ausschließlich auf unser Hauptprodukt, den Kaffee, der seinen Wert auf 310.798:007\$ steigert gegen 277.851:783\$ in gleicher Zeit von 1911; außerdem hat nur noch die Bananenausfuhr eine Steigerung von 506:044\$ auf 932:161\$ zu verzeichnen, während Gummi und Kleie auf 131:587\$ resp. 415:081\$ zurückgingen. Ueberhaupt bleibt neben dem Kaffee für alle anderen Exportprodukte zusammen nur der Betrag von 2.103:573\$ gegen 2.469:976\$ in 1911 übrig. Dabei

ist trotz des um 434 Millionen höheren Wertes die Quantität des Kaffeeexports von 5.421.698 auf ... 5.298.676 Sack zurückgegangen.

Die einzelnen Länder haben sich am paulistaner Export wie folgt beteiligt:

|                    | 1911          | 1912          |
|--------------------|---------------|---------------|
| Deutschland        | 51.082:843\$  | 38.610:128\$  |
| Argentinien        | 6.138:718\$   | 7.824:170\$   |
| Oesterreich-Ungarn | 29.938:615\$  | 25.827:063\$  |
| Belgien            | 8.342:805\$   | 8.952:092\$   |
| Vereinigte Staaten | 102.372:938\$ | 152.368:709\$ |
| Frankreich         | 19.953:576\$  | 24.306:685\$  |
| Großbritannien     | 8.774:359\$   | 5.232:764\$   |
| Spanien            | 2.952:131\$   | 3.089:008\$   |
| Holland            | 36.609:582\$  | 34.009:150\$  |
| Italien            | 5.261:886\$   | 6.086:122\$   |
| Schweden           | 6.073:393\$   | 4.860:353\$   |
| Andere Länder      | 2.820:913\$   | 2.636:336\$   |
| Total              | 280.321:759\$ | 313.802:580\$ |

In der Verteilung des Exportes resp. des Kaffees sind dieses Jahr ganz bunte Veränderungen eingetreten, die nur den Markt- und Spekulationsverhältnissen, nicht aber Veränderungen des wirklichen Konsums entsprechen. Von den 11 hier aufgeführten Absatzgebieten weisen 6 eine Zunahme und 5 eine Abnahme auf, die um so mehr ins Gewicht fällt, da doch die Gesamtausfuhr eine so starke Mehrung aufweist. Allerdings haben die Vereinigten Staaten für sich mehr als die Gesamtzunahme absorbiert, indem sie ihren Kaffeebezug um rund 50 Millionen Milreis steigerten, wogegen die Mehrausfuhr nur 33,5 Millionen Milreis beträgt. Bei allen anderen Ländern beträgt denn die Zunahme auch nur sehr wenig, nur bei Frankreich 4,4 und Argentinien über 1 Million. Hingegen sind die Beträge der Abnahme bedeutend, bei Deutschland sogar 12,4 Millionen. Dabei behält Deutschland nur noch mit 4,6 Millionen mehr den 2. Posten inne. Es ist indessen nicht unmöglich, daß noch das 4. Quartal in dieser Entwicklung einen Rückschlag bringt und daß die Kaffeekonsumländer, die sich so starke Zurückhaltung auferlegten, nun von dieser abgekommen sind, angesichts der noch auf geraume Zeit festen Position des Kaffeemarktes. Mit dem Werte von 313 Millionen haben die 9 Monate schon um vieles die Jahresausfuhr vor 10 Jahren überholt, die in 1903 einen Wert von 242 Millionen aufwies. Wenn wir solche Ziffern vergleichen und uns genau überlegen, was sie bedeuten, so können wir uns manches in der neuzeitlichen Entwicklung dieses Landes leichter erklären.

Der Schiffsverkehr von Santos hatte in diesen 9 Monaten an einlaufenden Schiffen 1316 mit 3.092.860 Tonnen gegen 1196 mit 2.780.720 Tonnen in 1911. Dabei waren die einzelnen Flaggen also vertreten:

|                  | Schiffe |      | Tonelage  |           |
|------------------|---------|------|-----------|-----------|
|                  | 1911    | 1912 | 1911      | 1912      |
| Englische        | 293     | 325  | 952.686   | 1.099.382 |
| Italienische     | 148     | 132  | 458.624   | 444.943   |
| Brasilianische   | 429     | 474  | 347.122   | 377.360   |
| Französische     | 90      | 92   | 197.022   | 292.908   |
| Deutsche         | 96      | 124  | 272.416   | 363.943   |
| Holländische     | 45      | 42   | 181.419   | 173.927   |
| Oesterreichische | 38      | 55   | 112.596   | 176.048   |
| Spanische        | 23      | 24   | 81.935    | 84.668    |
| Verschiedene     | 34      | 48   | 46.900    | 79.681    |
| Total            | 1196    | 1316 | 2.780.720 | 3.092.860 |

Der Verkehr hat also um 220 Schiffe und 342.140 Tonnen zugenommen, woran die deutsche Flagge verhältnismäßig am meisten beteiligt ist, nämlich mit 28 Schiffen und 91.529 Tonnen mehr. Vor 10 Jahren fuhren im ganzen Jahre 1903 insgesamt 930 Schiffe mit 1.355.480 Tonnen im Santos-Hafen ein. Es hat sich also in dieser Frist eine Verdreifachung

des Verkehrs eingestellt. Diese Zahlen sollten von unseren Behörden viel genauer studiert werden, dann würden sie auch rechtzeitig von dem dringenden Bedürfnis der Erweiterung der Anlagen überzeugt sein und danach handeln und so ihr eigenes Land und Volk vor großen Schäden bewahren. Wieviel wäre für den praktischen Patriotismus in diesem Lande zu tun!

## Die Stadt São Paulo als Metropole der Fremden.

Wie wir bereits erwähnt haben, berechnete in seiner neuesten Aufstellung der Direktor der paulistaner Statistik die Gesamtbevölkerung des Staates auf 3.500.000 Seelen und die der Hauptstadt auf 400.000. Somit hat die Hauptstadt mehr als den 9. Teil der gesamten Bevölkerung.

Für die Bevölkerungsbewegung in der Hauptstadt liegen für die letzten 3 Jahre folgende Ziffern vor:

|         | Geburten | Sterbefälle | Saldo  |
|---------|----------|-------------|--------|
| 1909    | 11.158   | 5.837       | 5.321  |
| 1910    | 12.128   | 6.296       | 5.832  |
| 1911    | 13.270   | 6.933       | 6.337  |
| 3 Jahre | 36.556   | 19.066      | 17.490 |

Wir hatten bei der Bevölkerung des ganzen Staates in den 3 Jahren eine regelmäßige Entwicklung der Geburtszahlen zu verzeichnen; das war auch hier in der Hauptstadt der Fall; in 1910 vermehrte sich gegenüber dem Vorjahre die Geburtenzahl um 970 und in 1911 um 1142. Dagegen sahen wir im Staate in den drei Jahren eine außerordentliche Vermehrung der Sterbefälle, was in der Hauptstadt in nur geringerem Maße der Fall war, nämlich um 459 von 1909 auf 1910 und um 637 von 1910 auf 1911. So war bei den Sterbefällen der Unterschied in der Zunahme der beiden letzten Jahre nur 78 war, der der Geburten 172, so daß die Entwicklung als eine ganz normale gelten kann; das Saldo der beiden Jahre war beinahe gleich, nämlich 511 und 505 in 1910 resp. 1911.

In 1911 wurden hier 6849 Knaben und 6421 Mädchen geboren; damit war der Anteil der männlichen Geschlechter etwas stärker als bei der Gesamtbevölkerung, nämlich 51,6 gegen 51 Prozent, während hier das weibliche auf 48,4 gegen 49 im Staate beschränkt blieb.

Die unehelichen Kinder sind hier mit 824 resp. 6,2 Prozent eingetragen, gegen 7,7 Prozent im Staate; ein Prozentsatz, den wir hier und dort für hinter der Wirklichkeit zurückstehend betrachten. Totgeburten stellten sich in 875 Fällen ein, 6,8 Prozent.

Die Nationalität der Eltern gibt uns für die Soziologie interessanten Aufschluß. Während im Staate bei 56,3 Prozent der Geburten die Väter Brasilianer und in nur 43,7 Prozent Fremde waren, so ist dieses Verhältnis in der Hauptstadt São Paulo ein ganz anderes, denn hier waren in 9511 Fällen oder 71,6 Prozent die Eltern Fremde und nur in 3759 Fällen oder 28,4 Prozent Brasilianer. Diese Ziffern erklären uns denn auch die Tatsache, daß die heutige hauptstädtische Bevölkerung ein sehr europäisches Aussehen hat, denn die Erwachsenen schon sind zu zwei Drittel Fremde nach Abstammung und Aussehen, und ihre Kinder sind es ebenfalls, auch wenn sie der Mann vom Zivilregister als Brasilianer in sein Register einschreibt. Diese Zahlen der Statistik stimmen auch genau mit den uns überraschenden Beobachtungen, die wir am 7. Sept. beim Aufmarsch der 10.000 Schulkinder zum Ipirangafest

machten. Das war eine fast ausnahmslos weiße und europäisch aussehende Kinderschar. Schwarze oder dunkelfarbige Kinder waren fast gar nicht dabei, wohl aus dem Grunde, weil die Negerkinder wenig in die Staatsschulen kommen, sondern mehr in die klerikalen Privatschulen zusammengezogen werden. Aber außerdem sahen wir auch sehr wenige Kinder mit den Charakterzügen des echten Paulista oder des Kreolen. Das beweist, daß selbst noch das dritte Drittel der einheimischen Bevölkerung unserer Stadt stark europäisch durchsetzt ist. Andererseits ist es richtig, daß man jetzt hier in São Paulo das echte Negerement viel zahlreicher sieht als vor 20 Jahren; es gibt Stadtteile, in denen es zu allen Türen und Fenstern hinausschaut. Offenbar hat der Einheimische viele Neger von den Fazendas in die Stadt gezogen, wo sie besonders als Dienstboten verwendet werden. Das ist weniger bei den reichen Fazendeiros der Fall, als vielmehr bei dem aus Beamten und Angestellten bestehenden Mittelstand. Aber gegen die sehr starke italienische, spanische und portugiesische Einwanderung und deren natürliche große Produktionsfähigkeit kommen die Neger nicht auf, wie uns ja Statistik und Schülerphysiognomie beweisen. Da haben wir Ziffern und eine Tatsache, die für die Zukunft von São Paulo von großer Wichtigkeit sind und selbst vom Geschäftsman in Anschlag gebracht werden müssen.

Die Sterbezahl von 6933 im Jahre 1911 ist um 596 größer als das Geburtensaldo, also um diese Zahl geringer als 50 Prozent der Geburten, was nur noch bei Santos zutrifft, während bei anderen Orten des Staates weniger als 50 Prozent der Geburtenzahl durch Sterbefälle verloren gehen. Ob dies genau den tatsächlichen Verhältnissen entspricht und da eigene Verhältnisse mitspielen, oder ob die Mängel der Zivilregister und der Statistik die Schuld tragen, können wir nicht entscheiden.

Bei der Sterblichkeit ist hier das männliche Geschlecht mit 3742 Fällen und 54 Prozent stärker vertreten als bei der Sterblichkeit im ganzen Staate (53,8 Prozent) und als es bei den städtischen Geburten (51,6 Prozent) der Fall ist, so daß es ein Defizit von 2,4 Prozent erleidet, wogegen die Mädchen nur in der Zahl von 3171 oder 46 Prozent starben.

Die Altersstufen sind bei der Sterblichkeit, im Vergleich zu der im Staate, also vertreten:

|           | Stadt | Proz. | Staat | Proz. |
|-----------|-------|-------|-------|-------|
| 0—5 Jahre | 3.892 | 55,5  | 55,3  |       |
| 6—10 „    | 146   | 2,1   | 2,8   |       |
| 11—20 „   | 376   | 5,4   | 5,0   |       |
| 21—50 „   | 1.469 | 21,2  | 20,7  |       |
| über 50 „ | 1.069 | 15,6  | 16,0  |       |

Die Kindersterblichkeit ist also in der Hauptstadt noch etwas größer als im ganzen Staate, wo sie schon gewaltig ist. Allerdings ist das zarte Alter auch in den Kulturländern dem Sensemann ein willkommenes Opfer, so sterben in Deutschland im 1. Lebensjahre 20,7 Prozent, in Oesterreich 23,1, in der Schweiz 13,7, in Berlin 17,7, Wien 18,6, Genf 11,3, Moskau 36,9 Prozent. Wenn man dazu noch die Sterblichkeit vom 2. bis 5. Jahr dazu rechnet, so werden manche europäischen Länder auch auf die Ziffer von São Paulo kommen. Sehr zu beachten aber ist, daß die fortgeschrittenen Städte Europas eine viel geringere Kindersterblichkeit haben als ihre Länder, daß aber in zurückgebliebenen Großstädten (Moskau etc.) die Kindersterblichkeit noch gewaltiger ist.

Diese Ziffer der Kindersterblichkeit ist denn auch bestimmend bei dem Zivilstand der Verstorbenen. Wir haben aber von der Gesamtzahl der Verstorbe-

nen (6933) die Minderjährigen bis 20 Jahre abziehen und erhalten damit 2550 erwachsene Verstorbene. Dann sehen wir, daß neben 1330 Verheirateten und 553 Witvern nur 677 erwachsene Ledige starben. Auch die Nationalität der Verstorbenen ist ganz anders, als die offizielle Statistik angibt. Denn bekanntlich werden alle hier Geborenen als Brasilianer eingetragen, sowohl in der Geburtenzahl wie in der Sterbeliste. Wenn wir nun diese minderjährigen Geburtsbrasilianer wieder abziehen, so erhalten wir an erwachsenen Verstorbenen 1625 Fremde und 935 Brasilianer. Das entspricht ja auch dem Verhältnis, das sich oben bei der Nationalität der Eltern der Geburten ergab.

Ueber die Ursachen der Todesfälle ist auch selbst hier in der Stadt wenig Sicheres zu erfahren; den Magenkrankheiten werden in der Stadt auch die größte Zahl zugeschrieben, sogar 32,2 Prozent gegen 19,9 Prozent im Staate. Auch die Direktion der Statistik macht auf die enorme Kindersterblichkeit aufmerksam und meint, daß doch hier in der Stadt die Behörden ernstlich dagegen ankämpfen sollten durch Anlage von Gebärhäusern, von Milchversorgungsanstalten etc. Das ist um so gebieterischer, nachdem doch die fortgeschrittenen Städte Europas bewiesen haben, wieviel auf diesem Gebiete zu erreichen ist. Eine Regierung, die so gewaltige Summen für die Einwanderung ausgibt, sollte doch vor allem für ihren hiesigen Bevölkerungsnachwuchs sorgen, ansonst müßte sie ja in schärfster Weise des Vaterlandsverrates angeklagt werden, wenn sie das Aussterben der eigenen Nation förderte und sie um so mehr durch importierte Fremde ersetzte.

An Eheschließungen kamen in den letzten drei Jahren vor: 1909 2007, 1910 2420, 1911 2887. Wir haben also auch hierin eine ganz normale Steigerung von etwas über 400 pro Jahr. Ehen, in denen nur Brasilianer waren, wurden in 1911 hier nur 826 geschlossen oder 28,6 Prozent. Ehen von nur Fremden waren 1328 oder 46 Prozent, so daß auch in dieser Hinsicht die Entwicklung der Fremdenbevölkerung eine fast doppelt so starke ist wie die der Brasilianer. In 191 Fällen war der Mann Brasilianer und die Frau Fremde, in 342 Fällen der Mann Fremder und die Frau Brasilianerin; also kommt es dreimal so oft vor, daß ein Fremder eine Brasilianerin heiratet wie daß ein Brasilianer eine Fremde heiratet. In dieser Beziehung hilft die brasilianische Frau mit, in der jungen Generation die Gefühle der Nation zu wecken und zu erhalten. Das ist um so erklärlicher, da ein sehr großer Teil der Einwanderung aus ledigen jungen Männern besteht.

Im 1. Semester dieses Jahres 1912 weist die Bevölkerungsbewegung unserer Hauptstadt folgende Ziffern auf:

|             |       |
|-------------|-------|
| Geburten    | 7.480 |
| Sterbefälle | 4.080 |
| Ehen        | 1.692 |
| Saldo       | 3.048 |

Diese Geburtsziffer weist auf die normale Zunahme hin. Aber die Sterbeziffer von 4080 ist ganz enorm, da das ganze Jahr 1911 nur eine solche von 6933 hatte. Aber es ist zu hoffen, daß das 2. Semester in dieser Beziehung eine Besserung bringt, da ja auch die herrschenden Seuchen, wie Pocken etc., abgenommen haben.

Die springenden Punkte in dieser statistischen Betrachtung liegen also in dem großen Uebergewicht des fremden Elements in der Stadtbevölkerung von São Paulo, wodurch unsere Stadt allen anderen des Landes mit der Europäisierung und der Einführung europäischer Kultur vorausseilen wird. Außerdem aber bemerken wir, daß es in der Tiefe dieser paulistaner Kultur noch bedenklich aussieht, denn die

enorme Kindersterblichkeit beweist, daß São Paulo von der modernen Kultur der europäischen Städte das allerwichtigste Kapitel, das der Gesundheitspflege, noch so sehr vernachlässigt, daß unsere Stadt in dieser Beziehung hinter dem Lande zurückbleibt, wo doch in Europa das Gegenteil der Fall ist. Der Kampf der modernen Stadt gegen den Bazillus bleibt São Paulo noch vorbehalten.

## Wochenschau.

Die Unruhen wegen der Fleishteuerung dauern in Berlin noch fort und nimmt dabei auch das weibliche Element ganz hervorragend teil. Gegen die frühere Meldung, daß die preußische Regierung sich dahin bemühen werde, daß die Viehrolle ermäßigt und dem argentinischen Gefrierfleisch die Grenzen geöffnet werden, heißt es jetzt, daß die Regierung garnicht daran denke, denn das ginge ja gegen die „notleidende Landwirtschaft“. Dagegen wolle die preußische Regierung im eigenen Lande die Viehzucht fördern — Tableau!

Die Konferenz, betreffend die internationalen Ausstellungen, die in Berlin tagt, hat verschiedene Maßnahmen beschlossen, um die gar zu häufige Veranstaltung solcher Ausstellungen zu verhindern. Außerdem wurden den Delegierten verschiedene Anträge, betreffend die Zusammensetzung der Richterkommissionen sowie die Verleilung der Preise angenommen.

In der Nähe von Tarnow, Galizien, ist ein russischer Aeroplan abgestürzt. Das Fahrzeug war von drei Offizieren bemannt, von welchen der eine auf der Stelle getötet wurde und die anderen zwei schwere Verletzungen erhielten.

Das gegen den Studenten Jukics von dem Schwurgericht zu Agram ausgesprochene Todesurteil wurde in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt. Jukics hat, wie erinnerlich, auf den Banus von Kroatien einen Mordversuch ausgeführt. Auch nach dieser „Begnadigung“ erleidet Jukics eine viel zu harte Strafe und erscheinen die milderen Umstände noch immer zu wenig berücksichtigt. Jukics gehörte nur in eine Heilanstalt und nicht ins Zuchthaus. Der reaktionäre Banus sollte abberufen werden, denn er ist an dem Mordversuch mehr schuldig, als der arme Teufel, der auf ihn schoß, der erwiesenermaßen krank ist.

Der Premier, Herr Raymond Poincaré, hat in Nantes eine hochbedeutsame politische Rede gehalten, in der er erklärte, daß die „Tripelentente“ bei der zu erwartenden Balkankonferenz dafür eintreten werde, daß wegen des Balkankrieges keine weiteren Komplikationen entstehen. Der Marokko-Vertrag mit Spanien werde auch in aller Kürze zustande kommen. Frankreich wolle nichts anderes als den Frieden, und daran denke es ja gar nicht, die Rechte eines anderen Landes irgendwie zu verletzen. Wenn der Ministerpräsident das sagt, dann muß das ja wahr sein.

Im Vatikan ist wieder ein neuer Skandal aufgedeckt worden. Vor einiger Zeit kehrte aus Brasilien der Monsignore Stanislaus Fosciaro zurück, der zwanzig Jahre in unserer Republik verbracht hat und davon die Berechtigung abzuleiten scheint, daß er das Recht habe, hier einen Bischofssitz zu beanspruchen. Da er jedenfalls aus der Erfahrung weiß, daß der, wer gut schmiert, auch gut fährt, so hat Monsignore Fosciaro den Persönlichkeiten, von welchen er etwas zur Förderung seiner Sache erwarten durfte, Handgelder gegeben. Diese Her-

ren haben aber das Geld behalten, ohne auch nur einen Schritt zugunsten Fosciaro's zu tun. Jetzt hat sich Monsignore Fosciaro bei der kompetenten Behörde beschwert und so ist der Schwindel an den Tag gekommen. Monsignore Fosciaro scheint ein tüchtiger Priester zu sein, denn er besitzt Empfehlungsschreiben des früheren Nuntius in Brasilien, Monsignore Bavona, und anderer Bischöfe.

\* \* \*

Aus den La Plata-Ländern liegen folgende Nachrichten vor:

#### Argentinien.

— In Corrientes wurde Ingenieur Ramon Goni, Direktor eines Oppositionsblattes, erschossen.

— Im Chaco erfolgten wieder Indianerüberfälle, wobei Hauptmann Solari getötet wurde. Der Kaziqe Caballero hat sich aufgelehnt, da die Indianer von den Geschäftsleuten sehr ausgebeutet werden. Man will auch die Kaufleute bestrafen, welche an die Indianer Waffen verkaufen. Die argentinische Indianerfrage ist auch deshalb unlösbar, weil man nicht ehrlich mit den Indianern umgeht, sondern sie in der Regel einer schmachvollen Ausbeute überliefert und andererseits die von Verbrecherbanden verübten Untaten immer den Indianern zugeschrieben werden.

— Ein Schadenfeuer äscherte die Möbelfabrik Terza und Hermanos ein; der Schaden beträgt 100 Contos.

— Im Sanatorium Argentino entleibte sich der Kapitalist Pedro Petrali.

— Dr. Drago besuchte den Präsidenten und erklärte, er werde nicht auf seinen Sitz in der Kammer verzichten.

— Vom 1. bis 25. ds. sind in Argentinien 40.875 Einwanderer angekommen.

— Der Bazar für Phantasieartikel von Villuev ist abgebrannt; der Schaden wird auf 150 Contos berechnet. In letzter Zeit kommen im Handel von Buenos Aires viele Brände vor, wohl als vorzeitige Jahresbilanz!

— In Buenos Aires starb Frau Rosa Canet, Witwe des vor kurzem verstorbenen Dr. Emilio Gouchon, Großmeisters des argentinischen Orients und eines der hervorragendsten Advokaten und Parlamentarier der Republik.

— Die Studenten geben Theatervorstellungen zugunsten der Luftflotte.

— Die Affäre mit den in England bestellten Destroyers ist immer noch nicht gelöst. Die Werftbesitzer Bross und Ebuche schlagen nun ein Schiedsgericht vor.

— Am Sonntag wurden bei den Wettrennen in Buenos Aires für 2200 Contos Wetttickets gelöst; ca. 40.000 Personen waren auf dem Platze. (Das gleichzeitige Wettrennen in São Paulo hatte für 35 Contos pöbles.)

#### Bolivien.

— Die Regierung hat die Offerte der Bolivian Railway Co. zum Bau der Bahnlinie Potosi-Sucre, La Paz-Beni angenommen.

#### Chile.

— Am 28. begann ein Kongreß der liberalen Jugend.

— Im Kongreß wurde eine Vorlage eingereicht, die künftig die Verpachtung von Salpeterlager nur an nationale Gesellschaften erlauben will.

— In bolivianischen Industrien sind 60 Millionen chilenischer Kapitalien angelegt.

— In Santiago soll ein Syndikat mit 300 Millionen Franken Kapital gegründet werden zur Ausbente der Eisenindustrie.

— Liberale Studenten brachten dem Dr. Julio Puga Borne eine Protestmanifestation.

— Der Richter Felix Aguayo wurde wegen Fälschung von Urteilen zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt.

#### Peru.

— Oberst Tasasa wurde im Pistolenduell mit General Pizarro verwundet.

#### Paraguay.

— In Posadas wurde Lindolfo Garcia verhaftet, der nach der Schlacht von Rosario den General Riquelme ermordete. Paraguay wird von Argentinien die Auslieferung des Mörders verlangen.

— Paraguay schickt ein Kriegsschiff nach Corrientes, um die während der Revolution ausgewanderten Paraguayer heimzuholen.

\* \* \*

Die Balkanverbündeten befinden sich noch immer in der Offensive. Die Bulgaren haben, allerdings unter großen Verlusten, Kirkilisse eingenommen und sind ihnen dabei viele Türken als Gefangene in die Hände gefallen. — Die Montenegriner haben verschiedene kleine Plätze eingenommen und hoffen, bald auch Skutari einnehmen zu können, während die Serben sich wieder vorbereiten, Novi Bazar zu besetzen. Der Fall der von den Bulgaren belagerten türkischen Stadt Adrianopel wird ebenfalls jeden Tag erwartet. Ueber die Türken verlautet, daß sie keine besonderen Anstrengungen machen wollen, die Grenzstädte zu halten. Sie hätten den Plan, die Verbündeten etwas weiter vordringen zu lassen, um ihnen dann den Weg abschneiden und gegen sie einen entscheidenden Schlag führen zu können. — Nach der Berliner „Vossischen Zeitung“ ist zwischen den Ministern der äußeren Angelegenheiten Oesterreich-Ungarns und Italiens bereits ein Abkommen betreffend die Aufteilung der Türkei getroffen worden. Diese Aufteilung wird aber kaum so schnell und glatt von statten gehen, denn es sind ja auch noch andere Leute da, die mitessen wollen und der Neid der Mächte wird wohl dazu führen, daß die Türkei auch geschlagen ungeteilt bleibt. — Es verlautet, daß der Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch, Oberbefehlshaber des russischen Heeres, nach Bukarest reisen werde, um dem Rumänen-König den ihm verliehenen russischen Marschallstab zu überbringen. Diese Reise und diese Auszeichnung werden begreiflicherweise mit dem Balkankrieg in Verbindung gebracht, da Rumänien aber nicht zu dem Balkanbunde gehört, so kann man darin doch keinen deutlichen gegen die Türkei gerichteten Zug erblicken.

Ueber die Einnahme von Kirkilisse durch die Bulgaren liegen mehrere Einzelheiten vor, die beiden Parteien gerecht werden, und deshalb wohl ein größeres Vertrauen verdienen als die einseitigen Telegramme, die man zur Zeit des Tripolis-Feldzuges alltäglich zu lesen bekam. Dem Falle der Stadt Kirkilisse ist ein hartnäckiger Artilleriekampf vorausgegangen und haben die Türken sich so tapfer gehalten, daß achtzig Prozent ihrer Offiziere auf der Wallstadt geblieben sind. Die türkische Garnison war nicht größer als die sie angreifende bulgarische Streitmacht, sondern viel kleiner, denn sie betrug nur 10.000 Mann und sind davon 2.000 in die Gefangenschaft geraten. Nach einer bisher noch nicht bestätigten Meldung wollen die Türken versuchen, Kirkilisse wieder zurückzugewinnen, dieses würde jedoch ihrer bisherigen Taktik widersprechen und deshalb ist die Meldung mit Vorsicht aufzunehmen. Die Türkei verfolgt die Taktik der Rückwärtskonzentration. Sie will eine große Streitmacht zusammenbringen, um sie dann geschlossen gegen einen der Balkanverbündeten zu werfen und daher können sie kaum die Absicht haben, durch Angriffe auf die bereits besetzten Positionen ihre Kräfte vorzeitig zu

vergeuden. — Die Bulgaren haben bei Adrianopel zwei kleine Ortschaften und drei Forts besetzt. Die Stadt befindet sich noch im Besitz der Türken und dürfte sich noch einige Tage halten. — Die türkische Mobilisation dürfte diese Woche vollendet sein und dann wird die Türkei zum Angriff übergehen. Den ersten Anprall der türkischen Macht werden wohl die Bulgaren auszuhalten haben, die weiter vorgedrungen sind, als irgend ein anderer der Verbündeten. In der zu erwartenden großen Schlacht zwischen Türken und Bulgaren werden die letzteren zeigen können, ob sie noch dieselben Helden sind, von welchen die slavischen Volkslieder zu erzählen wissen.

Ueber die Intervention der Mächte verlautet nichts bestimmtes, aber sowohl aus London wie aus Paris kommen Nachrichten, daß die europäische Diplomatie eifrig am Werke sei. Man warte nur die erste größere Schlacht ab, um mit Vorschlägen hervortreten zu können. Gleichzeitig wird bekanntgemacht, daß in dem Falle, daß die Balkanverbündeten einen entschiedenen Sieg erringen, der status quo nicht mehr aufrecht erhalten werden soll. Bei der Aufstellung einer neuen Ordnung werden die Herren Diplomaten aber sich kaum einigen können und hauptsächlich werden es Rußland und Oesterreich-Ungarn sein, die in vielen Punkten anderer Meinung sein werden, denn ihre Interessen verlangen es. Wenn sie beide nun einigermaßen nachgiebig sind, dann lassen sich weitere Konflikte vermeiden, aber dieses ist leider noch lange nicht sicher. Die Balkankonferenz wird höchstwahrscheinlich im hohen Winter stattfinden und zu dieser Jahreszeit ist das durch seine Eisfelder vorzüglich geschützte Rußland diplomatischen Vernunftgründen am allerwenigsten zugänglich. Dazu fällt noch in Betracht, daß die russischen Roten sich jetzt ausnahmsweise ruhig verhalten, was auch ein Grund zu einer hartnäckigeren Haltung Sasonows werden kann. Wenn jetzt ein russischer Palast in die Luft flöge, oder bei der Wasserweihe eine Granate im Fenster des Winterpalastes explodierte, dann wäre der Weltbrand leichter abzuwenden, als durch die diplomatischen Tiraden. Jetzt erfährt man aus Rußland nur, daß das dortige Rote Kreuz zur Verpflegung der verwundeten Balkankrieger eine Million Rubel gestiftet habe und daß die Munizipalität von Petersburg so balkanenthusiastisch sei, daß sie an alle Balkanländer ein Glückwunschtelegramm habe richten wollen: der Polizeichef habe aber diese ihm unangebracht erscheinende Aeußerung der Petersburger Stadtväter dadurch verhindert, daß er die Absendung des Telegramms verbot.

Eine gefährliche Meldung kommt aus Indien. Die dortigen Muhammedaner befänden sich in großer Aufregung. In Delhi und Bombay sei es zu feindseligen Kundgebungen gekommen. So bestätigt sich wieder einmal die alte Wahrheit, daß die muhammedanische Welt solidarisch ist, und bei dem Fanatismus dieser Leute ist es nicht ausgeschlossen, daß sie den Engländern ernste Sorgen bereiten.

## Notizen.

### São Paulo.

Staatskongreß. In der Samstag-Sitzung der Kammer lagen vor ein Gesuch von Direktoren der Schulgruppen, die verlangen, ihre Zeit solle für Pensionszwecke doppelt gezählt werden, die höhere Besoldung genügt ihnen noch nicht. — Die Kommission beantragt Archivierung verschiedener Konzessionsgesuche. Die Kommission legt einen langen Be-

richt vor über die Kleie-Ausfuhr und -Fälschen. Sie ist gegen den Ausfuhrzoll von 30 Milreis pro Tonne, dagegen will sie Fälschung von Kleie mit 3 Contos, im Wiederholungsfall mit 6 Contos bestrafen und eine fachmännische Kommission einsetzen zur Kontrollierung des Verkaufes des Produktes. — Für die Fortsetzung der Funilbahn wird ein Kredit von 122 Contos befürwortet. Die Vorlage über den Bau eines Gerichtsgebäudes in Pitangueiras geht an die Bau- und Finanzkommission.

Das Wachstum der Stadt São Paulo ist in der Liste für die Grundsteuer mit folgenden Ziffern über die Anzahl von Häusern gekennzeichnet:

|      |        |
|------|--------|
| 1908 | 28.996 |
| 1909 | 30.997 |
| 1910 | 32.914 |
| 1911 | 36.128 |
| 1912 | 39.697 |

Für das Jahr 1913 darf die Häuserzahl bedeutend über 40.000 angenommen werden.

Postschönheiten. Zur Illustrierung unseres Postdienstes genügt folgendes Vorkommnis. Ein hiesiger Advokat, der zugleich Professor an der Rechtsfakultät und Staatssenator ist, erhielt das Avis, daß für ihn ein Postpaket angekommen sei. Der Herr schickte einen Angestellten mit dem Connossement nach der Paketabteilung der Post, die bekanntlich an der Rua Couto Magalhães befindet, und dachte damit alles getan zu haben, um die Sendung zu bekommen. Dieses geschah aber nicht, denn der Angestellte wurde belehrt, daß der Herr Doktor selber kommen müsse. Darauf gab der Senator dem Manne einen Brief mit, in dem er erklärte, daß er keine Zeit habe, sich nach der entlegenen Postabteilung zu bemühen; der Angestellte sei aber vertrauenswürdig genug, um ihm das Paket ausliefern zu können. Der Postbeamte gab nun die Antwort, daß in diesem Falle der Herr Doktor beim Notar seinem Angestellten eine rechtsgültige Vollmacht auszustellen habe; auf den bloßen Brief hin dürfe er das Paket nicht herausgeben. Der Senator tat es und sein Angestellter ging jetzt mit der Vollmacht ausgerüstet nach der Postabteilung, aber er kehrte wieder mit leeren Händen zurück, denn der Postbeamte hatte die Vollmacht nicht anerkannt. Auf der Adresse des Pakets war der Name des Senators nicht ganz ausgeschrieben; einer der vielen Namen war nur durch den Anfangsbuchstaben vermerkt, auf der Vollmacht stand aber der Name voll und ganz und diese Abweichung machte das notarielle Dokument nach der Ansicht des Postbeamten ungültig. Wenn man aber schon mit einem Senator so umspringt, wie soll es da einem gewöhnlichen Sterblichen ergehen und da sagt man noch, das Publikum wäre nicht der Post wegen da, sondern umgekehrt.

Großer Brand in Porto Alegre. Am Sonntag morgen brach in der Rua General Victorino, Porto Alegre, Feuer aus, das die Häuser 4. 6. 8. 10 und 12. in Asche legte. In einem der genannten Häuser befand sich die lithographische Anstalt des Herrn Adam Engel. Das Feuer ergriff auch den hinteren Teil des an der Rua dos Andradas gelegenen Geschäfts der Firma Krahe & Co. und zerstörte die Buchbinderei-Abteilung dieses Hauses. Glücklicherweise dehnte der Brand sich nicht auch auf die Buchhandlung und den Bazar der genannten deutschen Firma aus.

Die Gäste gehen. Nachdem vorgestern Senator Lainez nach Rio abfuhr, folgten ihm gestern der nordamerikanische Botschafter Morgan und der französische Abgeordnete Dr. Geo. Gerald nach Rio, wo sich letzterer demnächst nach Europa einschiffet.

Ruy über dem Gesetz. Ruy Barbosa hat in den letzten Sitzungen des Senats sein Sprachorgan wieder mal gegen die Regierung in Funktion gestellt und dazu die Ernennung eines neuen Bundesrichters als Anlaß genommen. Daß man aber dafür geheime Sitzung beschloß, wie es bei Ernennungen immer der Fall ist, das konveniente dem großen Ruy nicht, denn er wollte doch vor allem durchs Fenster an sein Volk sprechen, d. h. seine Reden sollten doch in die Zeitungen. Und so fand auch einmal der große Rechtsgelehrte und Parlamentarier, daß eigentlich gar keine geheimen Sitzungen stattfinden dürften, denn in all den Gesetzen und Reglementen habe er gar keinen solchen Artikel gefunden. Merkwürdigerweise habe er selber als früherer Senatspräsident somit zu Unrecht geheime Sitzungen angeordnet. Pinheiro Machado aber kam dem Gedächtnis des großen Parleurs zu Hilfe und wies ihn darauf hin, daß der Senat eine solche Bestimmung über die geheimen Sitzungen angenommen habe. Ruy versprach hierauf, die Sache näher studieren zu wollen. Die ganze Sache war nur, daß Ruy wieder mal versucht, durch einen überschläuen Advokatenkniff seinen Kollegen eine Nase zu drehen und zu seinem Zwecke zu kommen. In den Mitteln dazu ist er noch nie verlegen oder skrupellos gewesen.

Der japanische Brasilien-Forscher, Dr. Yeizo Yahagay, Prof. or der Nationalökonomie an der Universität Tokio, der längere Zeit hier weilte, tritt nun seine Heimreise an. Herr Yahagay hat sich seiner Aufgabe mit echt japanischer Energie und Gründlichkeit gewidmet. So hat er nicht allein die Landespresse, sondern auch die hier erscheinende fremde Presse studiert und sich solche Kollektionen als Studienmaterial mit nach Hause genommen.

Der argentinische Senator Lainez hatte gestern noch eine Ausfahrt nach der Estancia Santa Gertrudes von Conde de Prates unternommen und dann abends mit dem Luxuszug die Weiterreise nach Rio angetreten. Lainez hat eine Reisebegleitung von etwa 10 Personen bei sich, Damen und Herren. Zur Verabschiedung erschienen der Sohn und zwei Töchter des Staatspräsidenten, Dr. Campos Salles, mehrere Staatssekretäre und andere Personen. Der Frau und den Töchtern Lainez wurden zum Abschied prächtige Blumenbuketts überreicht. Mit Herrn Campos Salles blieb Lainez bis zum letzten Augenblick in eifriger Unterhaltung und mit lebhafter Umarmung verabschiedeten sich diese Vorkämpfer brasilianisch-argentinischer Freundschaft.

Eine französische Kunstausstellung wird hier im nächsten März und April veranstaltet werden. Das Komitee France-Amerique in S. Paulo und die União Escolar Franco-Paulista haben die Sache an die Hand genommen, unterstützt vom französischen Gesandten. Es soll die französische Kunst des 19. Jahrhunderts zur Ausstellung gelangen. Bekanntlich hat jüngst auch eine deutsche Kunstausstellung in Buenos Aires stattgefunden und mit gutem Erfolg. Jedenfalls würden die deutschen Künstler im eigenen Interesse handeln, wenn sie solche Ausstellungen auch in Brasilien, besonders in Rio de Janeiro und São Paulo veranstalten würden, aber mit Werken echter deutscher Kunst, nicht mit Sezession oder mit Ramsch.

Die Companhia Constructora de S. Paulo-Santos hat in ihrer letzten Versammlung vom 24. ds. beschlossen, ihr Kapital von 700 auf 1000 Contos zu erhöhen und eine Anleihe von 500 Contos aufzunehmen, dies besonders um von Dr. Bernardo Morelli die Ceramica São Caetano anzukaufen und auszubauen. Der Verwaltungsrat wurde neubestellt in den Herren Dr. Claro Liberato de Macedo, Präsident; Dr. Bernardo Morelli, Verwaltungsdirektor;

Dr. Ernesto de Souza Campos, Sekretär und Chefingenieur. Die Hauptaktionäre sind: Dr. Bernardo Morelli, Luis Alves de Almeida, Claro Liberato de Macedo, Francisco da Cunha Bueno Neto, Bromberg, Hacker u. Comp., Companhia Mechanica e Importadora, Dr. Ernesto de Souza Campos, Tadeu Nogueira, Joaquim Pinto Pereira de Almeida, Dr. Elias Ayres do Amaral, Conde Asdrubal do Nascimento, Dr. João Batista da Rocha Conceição und Dr. João Batista de Almeida.

Ein neues Canudos. Die Nachricht, daß der „Monge“ José Maria gefallen sei, hat sich glücklicherweise bestätigt. Es steht jetzt auch fest, daß der Bandenführer mit dem alten Propheten und Kurpfuscher ähnlichen Namens, der schon seit zwei Jahrzehnten das catharinenser und paranáenser Hochland durchstreifte, nicht identisch war. Eine solche Meldung war übrigens von uns schon vor einigen Wochen gebracht worden; damals wußte man aber nichts bestimmtes. Der zweite Bandenführer, Miguel Fragoço, befindet sich noch am Leben und hat allem Scheine nach den Weg nach dem Westen eingeschlagen. Die Leiche des Coronels João Gualberto ist auf dem Kirchhof der Fazenda Irany beerdigt worden. Neuesten Nachrichten zufolge sind die Verluste der paranáenser Staatspolizei nicht so groß, wie man zuerst annahm, denn João Gualberto hat nicht 180, sondern nur 80—90 Mann bei sich gehabt und die Truppe ist nicht ganz ermordet worden, denn den Soldaten ist es gelungen, sich zu zerstreuen. Ueber die genaue Zahl der Gefallenen ist man aber noch immer nicht genau informiert, denn mancher von den vermißten Soldaten kann sich in den Waldungen verirrt haben und noch zum Vorschein kommen. Die Bundesmacht wird ihren Marsch nach Irany von Porto da União aus aufnehmen.

Das Rote Kreuz in Aktion. Vor Monatsfrist hat hier auf Anregung von Dra. Maria Renotte die Gründung einer Sektion des Roten Kreuzes stattgefunden, unter sehr zahlreicher Beteiligung der hiesigen Damenwelt. Mit sehr viel Recht wurde bei jener Gelegenheit darauf hingewiesen, daß angesichts der immer wiederkehrenden blutigen Vorgänge in den einzelnen Staaten gerade hier dieser Verein, der sich mit der Hilfe für die Kriegsverwundeten befaßt, sehr am Platze sei! Schon heute ist der junge Verein leider im Falle, praktische Arbeit zu liefern. Am Samstag hat nämlich Dra. Maria Renotte telegraphisch dem Kriegsminister mitgeteilt, daß eine Anzahl Damen vom Roten Kreuz bereit seien, nach Paraná abzugehen, um dort den Verwundeten Beistand zu leisten. Es sind dies die Damen Ruth de Moraes Salles, Dellia Rolanda, Clarisse Paes de Barros, Vitalina Novaes de Costa, Dulcina Paes de Barros, Maria Fernandes, Maria Escobar und Anna Paes de Barros. Es ist sehr anerkennenswert, daß sich hier Frauen aus den vornehmsten Familien von São Paulo zu dem praktischen Dienste des Roten Kreuzes anerbieten und so mit dem schönen Beispiele werktätiger Menschenliebe vorangehen. Der Kriegsminister wird jedenfalls dieses Anerbieten dankend annehmen.

Schulfest in Santos. Endlich konnte auch hier das langersehnte, zweimal verschobene Schulfest, gestern stattfinden. Um 11 Uhr verließen die Kinder, unter Führung ihrer Lehrer, des Herrn Wunsche und Frl. Kiehl, die Schule und führen per Extrabond nach dem herrlichen Festplatz, am Bugre. Das Wetter war sehr einladend, nicht zu heiß bei bedecktem Himmel, aber ohne Niederschläge. Die Freude der Kleinen, ihre munteren Spiele und der heilige Eifer der niedlichen Mädchen, den Festteilnehmern die Lose zu verkaufen, wirkte ein auf die Erwachsenen, so daß bald die

fröhlichste Stimmung herrschte. Die Schießstände die verschiedenen Bierbuden teils mit echtem deutschen Bier, die Wurst- und Sektbude hatten vollauf zu tun, um ihre Gäste zu befriedigen. Die Schulkinder führten mit großer Korrektheit und in flotter Weise, verschiedene Reigen auf, welche mit lautem Beifall von den Anwesenden belohnt wurden. Das Kasperle-Theater war ebenfalls vertreten; Jung und Alt ergötzte sich an seinen Späßen. Die Kapelle der Feuerwehr konnte nur bis 4 Uhr ihre lustigen Weisen zum Besten geben, wurde jetzt aber von der Schiffskapelle der „Hohenstaufen“ in würdiger Weise ersetzt. Beim Dunkelwerden begann das Tanzen, für viele der Höhepunkt des Festes. Wir wollen diese kurze Mitteilung nicht schließen ohne dem rührigen Vorstand und besonders den dabei ausserordentlich tätigen Herren Theodor Nobiling und João Holl junior zu dem Erfolg des Festes zu beglückwünschen, indem wir hoffen, daß auch der pekuniäre Erfolg ein guter sei. B.

Der Verein Deutsches Krankenhaus hielt am 27. ds. auf der Vereins-Chacara seine Generalversammlung bei geringer Beteiligung ab. Der gedruckte Jahresbericht pro 1911/12 wurde genehmigt und für 1912/13 wurden Vorstand und Aufsichtsrat in bisherigem Bestande wiedergewählt. Die Mitgliederzahl hat sich im Geschäftsjahre von 211 auf 244 gehoben, nachdem 5 Mitglieder (August Fried. Henrique Gilger, Bernardo Neupert, João Ravache und Robert Weigang) starben, 9 weggezogen und 47 neu eintraten. Das Vereinsvermögen ist um 24:534\$ auf 289:515\$ angestiegen. Davon sind 176:500\$ in Hypotheken angelegt. Dabei ist die Chacara nur mit 95:600\$ eingestellt, das Inventar mit 1 Conto; auf der Bank stehen 13:200\$, an Zinsen aus 3:005\$. Die Mitgliedsbeiträge erreichten 4:413\$, das Zinsen-Conto 18:660\$, die Einnahmen aus der Chacara 2:240\$, Geschenke 938\$, das Promenadenkonzert vom 8. November 318\$.

Die Chacara stand auch dieses Jahr unter der bewährten Verwaltung von Herrn Guilh. Wiemann. Bezüglich des event. in absehbarer Zeit zu erfolgenden Krankenhausbaues bemerkt der Bericht:

„Wie oben gesagt, beträgt das Vermögen des Vereins zur Zeit 289:515\$400, wovon 96:600\$000 in der Chacara investiert sind. Unter Absetzung von 100 Contos für den eisernen Fond ständen also jetzt rund 92 Contos zu Bauzwecken zur Verfügung, welche bis nach Verlauf der Regenzeit 1913 auf über 100 Contos angewachsen sein dürften. Vorausgesetzt, daß trotz Rückgang des Hypothekenzinsfußes ein eiserner Fond von 100:000\$000 auch fernerhin als genügend angesehen wird, wäre also Anfang 1913 der Zeitpunkt gekommen, um an den Bau des Krankenhauses gehen zu können. Falls die Generalversammlung die vorhandene Summe als genügend ansieht, würde der neu zu wählende Vorstand vielleicht einer in den ersten Monaten des kommenden Jahres stattfindenden Mitgliederversammlung Näheres über Bauplan und Kostenvoranschlag vorlegen können.“

Schauspielerische Triebe scheinen in unserer deutschen Kolonie nicht stark vorhanden zu sein. Der Bericht meldet, mehrere Versuche, für das Krankenhaus eine Theatervorstellung zu veranstalten, seien an der landesüblichen Ausrede über den Mangel an Zeit gescheitert. Der für 1912/13 bestätigte Vorstand besteht aus den Herren: A. Zerrenner, 1. Vorsitzender; Paul Sack, 2. Vorsitzender; Eugen Krauss, 3. Vorsitzender; Dr. Hugo L. May, 1. Schriftführer; Ernst Bock, 2. Schriftführer; Guilherme Wiemann, 1. Kassierer; Guilh. Schneider, 2. Kassierer.

Natur und Kunst vereinigen sich in der modernen Schönheitspflege. Wo erstere Fehler und

Mängel aufweist, da setzt die letztere ein, aber nicht um zu ersetzen, sondern um zu korrigieren und in der richtigen Entwicklung der Natur nachzuhelfen. Natur ist auch hier die richtige Grundlage der Kunst. Das gilt bei der Anwendung der verschiedenen Bäder mit Farbenbestrahlung, bei der Massage mit Cremes, bei der Bekämpfung der verschiedenen Fehler und Schäden. Das Institut von Frau Babette Stein, Rua Cesario Motta 63, São Paulo, hat mit dieser Methode moderner Schönheitspflege schon so viele Erfolge aufzuweisen. Schönheit ist für den Mann Höflichkeit, für die Frau Pflicht.

Eine späte Auszeichnung. Heute nachmittags wird in der Feuerwehrekaserne mit besonderer Feierlichkeit eine Rettungsmedaille an den Kommandanten Oberstleutnant Manuel Soares Neiva überreicht, weil er sich im Mai 1892 als einfacher Feuerwehrmann bei einer Feuersbrunst in der Rua do Carmo in der Rettung mehrerer Personen ausgezeichnet habe. Es ist doch wirklich komisch, daß man volle 20 Jahre wartet, um eine solche Anerkennung auszusprechen. Aber die Sache hat wohl ihre eigene Bewandnis. Wäre Herr Neiva einfacher Feuerwehrmann geblieben, so wäre wohl auch sein Heroismus von 1892 in Vergessenheit geblieben. Nun hat aber irgend ein Untergebener des Kommandanten den Vermerk im Protokoll gelesen und das gab eine gute Gelegenheit, daß man sich dem Kommandanten als besonderer Freund und Verehrer zeigen konnte. Nur so sind solche verspätete Auszeichnungen erklärlich.

In der Santa de Misericordia befanden sich am 24. ds. 883 Patienten, davon im Pasteurinstitut 17.

Der Dampfer „Hohenstaufen“ von der Hamburg-Amerika-Linie wird am 27. ds. von Santos seine Fahrt nach drüben antreten. Gerade die Leitung dieses Hapag-Dampfers beweist uns, wie sehr diese Gesellschaft darauf hält, durch entgegenkommendes, freundliches Wesen die Sympathien der Reisenden zu gewinnen und diesen nach Möglichkeit die Seefahrt zum Vergnügen zu gestalten. Sowohl die Passagiere, welche im September die Fahrt nach drüben mit diesem Dampfer machten, wie auch diejenigen, welche am 4. ds. damit von Europa hier eintrafen, haben sich bewogen gefühlt, in einem eigenen Schriftstück Herrn Kapitän C. Lück ihren Dank auszusprechen. Die Zusage vom 4. Oktober ist von 55 Passagieren, darunter 14 deutschen, unterzeichnet, die ihrer Anerkennung in folgenden Worten Ausdruck geben: „Die unterzeichneten Passagiere, hocherfreut durch die Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit, mit der Sie uns die an Bord verbrachten Tage verkürzten und unvergeßlich gestalteten, erlauben sich am Tage der Aequatortaufe, Ihnen den allerherzlichsten und innigsten Dank auszusprechen.“ Dieselbe Zufriedenheit sprachen dem Kapitän und dem Kommissär auch die 64 von den Dampfern „Santos“ und „Krefeld“ in Rio auf den „Hohenstaufen“ übergegangenen Passagiere aus. Im „Portugal Moderno“ in Rio vom 16. ds. erschien eine interessante Beschreibung von der Feier des 2. Jahrestages der portugiesischen Republik am 5. ds. an Bord des „Hohenstaufen“. In den lebhaftesten Ausdrücken der Anerkennung wird geschildert, wie Herr Kapitän Lück und seine Leute das Möglichste aufboten, nicht allein um das Fest zu einem glänzenden und die Bewirtung zu einer erstklassigen, sondern gleichzeitig die Veranstaltung zu einer amüsanten zu machen, da sie gleichzeitig mit dem Uebergang über den Aequator zusammentraf. Aus den ganzen Kundgebungen zeigt sich, daß die Fahrt auf dem „Hohenstaufen“ von jedem Reisenden mit der Erwartung einer angenehmen Vergnügensreise an-

getreten werden kann, wie dies auf allen Dampfern der Hapag der Fall zu sein pflegt.

Das Schwurgericht hat in der Freitags-sitzung ein gerechtes Urteil gefällt. Vor den Schranken stand der des Gattenmordes angeklagte Advokat Leonel Rosa, der am 8. April dieses Jahres seine Frau erschlug, und dieses Monstrum, das die schwerste Strafe verdiente, hat sie auch erhalten: er wurde zu dem höchstzulässigen Strafmaß von 30 Jahren Zellenhaft verurteilt. Für das Benehmen des Verbrechers vor dem Schwurgericht ist frech eine sehr gelinde Bezeichnung. Er saß da, als ob er nicht der arme Sünder wäre, über dessen Schicksal man da entschied, sondern ein hoher Herr, der sich herabläßt, einer Sitzung beizuwohnen, die ihn eigentlich langweilt. Als nach der Anklagerede die Sitzung aufgehoben wurde und die Geschworenen sich zurückzogen, um eine Erfrischung einzunehmen, da stand Leonel Rosa auch auf und ging den Geschworenen nach. Festgehalten, machte er die erstanteste Miene von der Welt, als ob er gar nicht begriffe, daß man auch etwas verbieten könnte. Die Verkündung, die gegen alle vorherige Verkündung von Dr. Juvenal Malheiros vertreten wurde, hat gegen das Urteil appelliert, das dürfte aber wenig oder gar nichts nützen, denn Leonel Rosa hat einen Ankläger gegen sich, den auch der beste Verteidiger nicht entkräften kann — sein impertinentes Wesen. Von dem Publikum, das Freitag der Verhandlung beiwohnte, hätte niemand es als besonders hart empfunden, wenn Leonel Rosa nicht zu dreißig Jahren Haft, sondern zum Galgen verurteilt worden wäre. Beim Weggehen vom Tribunal sagte mancher, es ist doch zu beklagen, daß für solche Subjekte kein Galgenbaum mehr steht.

Die Comp. Franco-Bresilienne pour l'Alimentation, die sich in Paris gebildet, hat an den brasilianischen Kommissär Delfin Carlos in Rio ein Telegramm geschickt, nach welchem die Gesellschaft demnächst mit dem Früchteankauf in Südbrasilien beginnen will. Mitte November wird in Santos Hr. Larcornilliere als Vertreter der Gesellschaft eintreffen und sofort mit der Versendung hiesiger Früchte nach Frankreich beginnen. Das Unternehmen dürfte jetzt noch durch den Subventionsvertrag mit den italienischen Linien gefördert werden, worauf wir bereits mehrfach hingewiesen haben.

Die Einwanderung im Staate S. Paulo beläuft sich in diesem Jahre bis jetzt auf 82.974 Köpfe; bis Ende dieses Monats sind noch 1297 angemeldet.

Im Instituto Historico e Geographico de S. Paulo wurde der Vorstand also bestellt: Präsident Duarte de Azevedo, Vice Dr. Luiz de Toledo Piza, 1. Sekretär Dr. Torres de Oliveira, 2. Sekretär Oberst Pedro Dias de Campos, Ersatzmänner Gelasio Pimenta, Dr. Deocleciano Seixas; Kassierer Leoncio do Amaral Gurgel. Redner Dr. Affonso do Escragnolle Taunay.

Monarchistische Kolonisation. Wie lebenswürdig unsere Brasilianer den portugiesischen Monarchisten entgegenkommen, haben wir bereits vermerkt. Es geschieht dies nicht allein in der Presse und in der Sakristei, sondern auch auf den Gebieten der wirtschaftlichen Unternehmen. Schon am 23. Januar dieses Jahres wurde in São Paulo die „Companhia Industrial Agricola e Pastoril do Oeste de São Paulo“ gegründet. Diese hat ein vollständig einbezahletes Kapital von 1000 Contos und besitzt 14 Fazendas mit Kaffee, Zucker, Mais, Getreide und anderen Pflanzungen. Diese 14 Fazendas liegen zusammen und bilden so einen Staat in unserem Staat São Paulo. Diese Güter liegen alle in der Nähe von Bahnstationen und haben leichte Absatzmärkte in

den Städten. Die Direktion der Compagnie bot nun den aus Portugal flüchtigen Monarchisten an, 500 Familien in ihren Fazendas und gleichviel in benachbarten Besitzungen unterzubringen. Unser Minister des Aeußern anerbote diesen Leuten noch dazu freie Reise bis zu den Fazendas. Die Liga Monarchica erstattete dem Minister dafür Dank. Damals hatte unser Minister sogar die Idee, sich an die portugiesische Regierung zu wenden, um für die Monarchisten statt der Gefängnisstrafen Verbannung nach dem Ausland zu erbitten. Man kann nichts dagegen haben, wenn die Monarchisten für ihre Gesinnungsgenossen ein neues Heim bereiten. Auch die freie Passage ist nicht mehr, als was unser Staat für alle Einwanderer gewährt. Was aber darüber hinausgeht, wäre vom Bösen; denn die Strafen für die Revolutionäre sind interne Sache Portugals und die dortige Regierung muß sich darin freie Hand bewahren. Eine Einmischung unserer brasilianischen Regierung könnte nur von Uebel sein. Ueberhaupt gebietet die Klugheit auch dieser monarchistischen Gründung im Staate S. Paulo gegenüber eine gewisse Zurückhaltung. Denn es ist entschieden nicht von ungefähr, daß man gerade jetzt wieder in diesem Westen von S. Paulo, wo jene 14 Fazenden liegen, an die Wiederaufrichtung unserer Monarchistenpartei denkt, die, wie es heißt, auf ausdrücklichen Wunsch des Prinzen Luiz von Bragança geschehen und demnächst in einem von Franca aus lanzierten Manifeste ihren Anfang nehmen soll. Wenn wir auch tatsächlich einer monarchistischen Reaktion in Brasilien keine Aussichten auf Erfolg mehr beizulegen vermögen so könnte dieses ganze importierte Gottesgnadenpflänzchen doch zu einem unbequemen Unkraut werden. Jedenfalls ist es Zeit, daß unsere brasilianische Presse sich wieder auf den 15. November 1889 besinnt und bedenkt, daß wir hier nun eine Republik haben, deren Prinzipien respektiert werden müssen. Wir weisen hiermit nur darauf hin, daß diese die monarchistische Invasiön sich auf den verschriebenen Gebieten ansetzt und daß sie mit ihrem Einfluß und dem Gelde, das zum Ankauf von 14 Fazendas ausreicht, auch mit Leichtigkeit sich in der hiesigen Presse eine Propaganda nach ihrem Herzen veranlassen kann, auch wenn diese eine internationale Unhöflichkeit und ein Prinzipienverrat bedeutet.

Fluminenser Tagediebe, José Mamfona und Alexandre Silva, wußten sich nicht besser zu amüsieren, als daß sie einem Hund Alkohol einschütteten, ihn dann mit Alkohol übergossen und anzündete. Das Tier raste schrecklich schreiend umher. Man verhaftete die Lummel, aber statt 25 aufzuzählen, entließ man sie mit einer Buße.

Bevölkerungsbewegung. Vorige Woche starben in der Stadt São Paulo 152 Personen, davon 7 an Pocken, 4 an Selbstmord, 5 an Gewalttat etc. Von den Verstorbenen waren 114 Brasilianer und 38 Fremde, 83 des männlichen und 69 des weiblichen Geschlechts. Gleichzeitig wurden 295 Kinder geboren, außerdem 18 Totgeburten. Getraut wurden 70 Paare, geimpft 2770 Personen.

Als provisorisches Irrenasyl hat der Justizsekretär das Haus Largo das Perdizes 10 gepachtet, wohin nun, statt auf die Polizeistation Bom Retiro, die Geisteskranken, die in Juquery nicht Platz haben, verbracht werden. Es können dort bis 40 Patienten untergebracht werden. Die Aerzte von Juquery haben die Pflicht, täglich das provisorische Asyl zu besuchen.

Der brasilianische Generalkonsul in Genua, Herr João Antonio Rodrigues Martins, will das Innere unseres Staates São Paulo besuchen. Er

wird im Auftrage des Ackerbausekretärs von Herrn Otto Specht begleitet werden.

Warum nicht? Der Finanzminister teilte unserem Ackerbausekretär mit, daß er für die von Europa bestellten wissenschaftlichen Instrumente für das Observatorium nicht Zollfreiheit gewähren könne. Muß wohl zuerst den Umweg über den Kongreß machen.

Bezüglich der Ausfuhr der geringeren Kaffeesorten hat der Finanzminister dem Gesuche der Handelsleute entsprochen und dem Staatsschatzinspektor folgende Ordre erteilt: Von den nach Rio und den Nordhäfen bestimmten niederen Kaffeesendungen werden am Nordbahnhof durch den Beamten des Steueramtes Muster genommen, die 60 Tage aufbewahrt werden. Auf den Conossiments soll angemerkt werden, ob die Kaffeesorten geringe für nur den einheimischen Konsum oder bessere Sorten sind. Jede Kaffeesorte zahlt aber die Uebertaxe von 5 Francs per 60 Kilos. Nach dem Steueramt soll ein Muster von der niedrigsten Sorte Exportkaffe fürs Ausland, wie es die Associação Commercial, mit Zustimmung des Ministers festgestellt hat, eingeschickt werden.

An der Türe der Maternidade, wo man eine schwerschwangere Frau, Isolina Vieira, nicht aufnehmen wollte, brachte diese ein Kind zur Welt, das aber bald nachher starb.

Die Apachen, welche die argentinische Regierung mit dem Dampfer „Provence“ wegschickte, wollten in Santos mit aller Gewalt den gastfreundlichen Boden Brasiliens betreten. Da sie gegen das polizeiliche Verbot sich auflehnen und den Ausgang forcieren wollten, mußte die Hafenpolizei verstärkt werden.

Sie werden nicht alle — die Monarchisten. Nach dem „Commercio de São Paulo“ will man, auf Wunsch des Prinzen Luis von Bragança, im Westen die Monarchistenpartei wieder neu erstehen lassen. In der „Tribuna da Franca“ soll ein bezügliches vom alten Dr. Estevão Bourroul verfaßtes Manifest erscheinen, unterzeichnet von verschiedenen Größen der alten Partei. Auch will man in Ribeirão Preto eine Anzahl von Vorträgen halten, wobei Afonso Celso, Teixeira Alvares, Monsenhor Xavier, Bourroul und andere sprechen. Das sind noch die letzten Flämmchen platonischer Liebe zu den Braganças.

Selbst für Geld nicht. Das Zollamt von Santos wirft ein Heidengeld ab und trotzdem kann sich unsere Bundesregierung nicht dazu verstehen, für genügendes Personal zu sorgen. Gestern an dem einen Tage betrugen die Einnahmen 770:558\$, und viele Despachos mußten zurückgestellt werden. Seit Beginn dieses Monats hat das Zollamt 6.116:161\$ eingenommen, gegen 4.423:608\$ in gleicher Zeit des Vorjahres. Gestern schickte auch der Zollamtsinspektor Oberst José André de Maia Filho an den Finanzminister ein Telegramm, in dem er um sofortige Einstellung weiterer 50 Guardas ersucht. Am 23. ds. sind 9 Schiffe mit 3872 Passagieren eingelaufen und 11 Schiffe mit 2676 Passagieren ausgelaufen.

Die hohen Besuche in São Paulo nehmen den Staatsbehörden sehr viel Zeit weg. Es geht bei uns wie in einem Wallfahrtsort zu. Die Herren werden eben sehr gut gepflegt. Seit gestern sind wieder hier der Kriegsminister, der argentinische Senator Lainez und der nordamerikanische Botschafter Eduoni Morgau.

Zu Warenversteigerungen an Sonntagen hat der Finanzminister die Zollbehörde von Santos autorisiert. Allerdings muß dann für die nötige Reklame gesorgt werden, damit diese Verstei-

gerungen bekannt werden. Viel Wert hat die letztere allerdings nicht, weil bekanntlich nur eine gewisse Zunft bei diesen Gelegenheiten die Waren erstellen kann, die sich ein Monopol verschafft hat.

Das Ende der Kameradschaft. In São Bernardo wohnten der 28 jährige Neger Aristides Teixeira und der 21 jährige Benedicto Correa de Andrade zusammen. Am Sonntag Mitternacht kam Aristides zu Hause, als sein Kamerad schon zu Bette war. Er wollte eine Lampe anzünden, dem sich der andere widersetzte. Es kam zum Streit, in dem Benedicto eine Waffe abfeuerte. Darauf ergriff Aristides seinen Revolver und schoß mit 2 Schüssen seinen Kameraden tot. Der Mörder wurde sofort festgenommen und er erzählt den Vorgang in erwähnter Weise. Aristides ist in São Bernardo als ein schlimmes Subjekt bekannt.

Zum Export über Sant' Anna do Livramento haben die Xarqueproduzenten von dort die Erlaubnis erhalten, so daß ihre Ware mit der internationalen Bahn nach Montevideo gehen kann.

Ertrunken sind gestern zwei Personen. Im Tamanduatehy beim Garten der Kaserne der Guarda Civica ertrank gestern mittags der 10 jährige Francisco Moreno; die Leiche ist noch nicht gefunden.

Gestern mittags badeten drei Neger und verschiedene Fuhrleute im Tieté bei der Brücke dos Amores. Plötzlich verschwand der Neger „Zepé“, Ex-Soldat, 23 Jahre alt, und ward nicht mehr gesehen.

Die Jury hat gestern wieder „normal“ gearbeitet. In allen 4 Fällen wurden die Angeklagten mit 11 Stimmen freigesprochen: der Ueberlebende hat Recht — oder wie der berliner Polizeichef denselben Grundsatz ausdrückt: Zuerst schießen!

Die „Papa-Nickeis“, d. h. die Apparate, in welche man eine Nickelmünze einwirft, um einen eventuellen Gewinn zu erhalten, sind auch hier in den Wirtschaften eingerissen. Es ist ein wirklicher Betrugsapparat und ist an vielen Orten bereits verboten worden. Das sollte auch hier geschehen, was auch durch eine Prohibitivsteuer erfolgen kann.

Ein Buch über Tripolis. Im Verlag Alexander Duncker, Weimar, ist unter dem Titel „Tripolis“ ein neues Buch von Ewald Banze erschienen. Der Autor ist ein bekannter Orientforscher, der bereits mit mehreren bedeutenden Publikationen (z. B. 3 Bändchen über den „Orient“ in „Natur und Geisteswelt“) hervorgetreten ist; er hat hier seine eingehenden Studien, die er während eines 21monatigen Aufenthalts machte, zu einem geistreichen und unterhaltenden, mit reichem Anschauungsmaterial illustrierten Werke zusammengefaßt, das ein Paradigma orientalischen Lebens und Treibens gibt. Der gebildete Zeitungsleser erhält hier ein anschauliches und umfassendes Bild vom Hauptschauplatz des türkisch-italienischen Krieges. Bestellungen auf das Buch nimmt, wie aus der heutigen Annonce ersichtlich, die Buchhandlung Heinrich Grobel entgegen.

Ein Geschenk an Tita Ruffo. Am 12. September 1911 ist bekanntlich unser Stadttheater feierlich eröffnet worden mit der Aufführung von Hamlet, in welcher der italienische Bariton die Titelrolle spielte. Obwohl damals der Künstler für seine allerdings bedeutenden Leistungen fürstlich bezahlt wurde, ließ das die Herrschaften unserer Stadtverwaltung noch nicht ruhen. Die Theaterkommission und der Stadtpräfekt beschlossen, dem Künstler noch ein besonderes Geschenk zu machen. Zu diesem Zweck wurde dem bekannten brasilianischen Maler Pedro Weingartner in Rom der Auftrag, von einer Szene des Tita Ruffo im Hamlet ein Gemälde anzufertigen und dieses dem Künstler als Andenken an jene Inauguration zu überreichen. Schon seit dem Juli hatte Weingartner das Bild fertig, konnte es aber Tita

Ruffo, der immer von Rom abwesend war, erst kürzlich übergeben. Dafür hat Tita Ruffo unserer Stadtbehörde ein Dankschreiben zugeschickt. Wie verlautet, wird Pedro Weingartner in 1913 wieder nach Südamerika zurückkehren und bei dieser Gelegenheit auch São Paulo besuchen.

Ein gefährliches Geschenk. Aus der Kolonie Correccional ist über Santos eine Kiste voll Schlangen an unsere Sanitätsbehörde geschickt worden.

Todesfälle. Hier verstarb Dr. Horacio H. Lane, Gründer der Escola Americana und Direktor des Mackenzie-Kollegs, im Alter von 75 Jahren, nachdem er über 40 Jahre hier als Pädagoge gewirkt hat.

In Rio starb der auch in der dortigen deutschen Kolonie sehr bekannte Professor Alfredo Alexander, der schon am alten Collegio Pedro II. als Lehrer der englischen Sprache wirkte.

Kredite. Die Septemberrechnung vom Bau des neuen Zuchthauses betrug 171:931\$, die vom Bau des Industriepalastes 31:212\$.

Die Reform des Gartens beim Ipiranga-Museum ist auf 35:061\$ veranschlagt.

Aus der Polizeichronik. Daß es in Brasilien genug Ehescheidungen gibt, das kann man doch angesichts der Selbstmordchronik nicht bestreiten. Aber aus vollständig falschem Begriff von Ehe und Menschlichkeit verweigert man Lebenden die Scheidung, lieber läßt man sie an der Verzweiflung zugrunde gehen. So ist es dieser Tage wieder bei zwei Frauen geschehen. In der Alameda Nothmann suchte sich Margarida Monteiro, Frau des Advokaten Nestor, in dessen Abwesenheit zu vergiften.

In der Rua Almirante Barroso 93 tat die erst 17-jährige Amelia Guimarães dasselbe, nachdem sie erst einen Monat mit dem Bondslenker Antonio Guimarães verheiratet ist. Nun etwas länger hätte sie wohl warten können; auch mit 23 Jahren hätte sie noch einen Motorneiro heiraten können. Bevor sie gestern im Spital starb, so erklärte sie, ihre Verzweiflung komme besonders daher, daß sie mit ihrem Manne allein bleiben müsse und ihre Schwester nach Campinas abgereist sei. Nun gerade darum sollten Kinder eben nicht heiraten, sondern warten, bis sie etwas Verstand bekommen haben.

Einen Stiefvater zu haben, ist selten ein großes Vergnügen; denn manchmal sind sie zu liebenswürdig, aber sehr oft sind sie zu hart und rücksichtslos. Aber einen Stiefvater von der Sorte des Italieners Francisco Angelo zu haben, das ist allerdings ein Unglück für ein armes Mädchen. Der Angestellte in der Serraria União, Sebastião Poggeto, hat schon seine 23 Jahre, hat sich in Irene Neri verliebt und da er dabei anständig denkt, ist er zum Entschluß gekommen, das Mädchen zu heiraten und hat zu diesem Zwecke bei ihrem Stiefvater Angelo um ihre Hand gebeten. Aber Sebastião wurde von diesem energisch zurückgewiesen, obwohl er sich als fleißiger und anständiger Mann ausweisen kann. Man glaubt nun, Angelo wolle die Einwilligung nicht geben, weil seine Stieftochter im Geschäft, wo sie arbeitet, 5 Milreis täglich verdient und ihm durch die Heirat diese Beisteuer zum Haushalt verloren ginge. Gestern Abend beim Kinematographen Rua dos Italianos trafen sich die beiden wieder und Sebastião wollte mit vernünftigen Gründen den Angelo zur Einwilligung überreden. Aber da dieser mit Gründen nicht erwidern konnte, tat er es mit Bleikugeln, schloß dem Sebastião eine solche ins Knie und einem Freund von diesem eine in den Arm. Mitten aus der Menge entkam der wahnsinnige Schütze, die Verwundeten wurden nach der Polizei gebracht. Nun wird er die Irene bekommen!

Als am Sonntag morgen bei der Ponte Pequena die Fuhrleute den Kehrriech abladen, fand der eine darin einen Fötus, dunkler Farbe, etwa 5 Monate alt.

Mit Petroleum kann man den Liebesschmerz nicht gut stillen. Das versuchte aber Ivana dos Santos, in der Rua Xavier de Toledo 34. Obwohl sie schon 26 Lenze zählt und gewiß schon manches über die undankbaren Männer erzählen kann, brachte sie der letzte undankbare Liebhaber derart aus dem Häuschen, daß sie ihr Kleid mit Petroleum begoß und anzündete. Als die Nachbarn herbeieilten, fanden sie das Mädchen schon arg verbrannt, die dann nach dem Spital verbracht wurde.

Einige Jünglinge gingen gestern nach São Bernardo jagen. Dabei gingen aber die Lente mit den Schießgewehren so unvorsichtig um, daß der 18-jährige Anibal Valle, Sohn des Apothekers in der Avenida Celso Garcia, erschossen wurde.

Im Tamanduatchy fand man gestern die bereits verwesende Leiche des 55-jährigen Spaniers José Garcia Sanches. Man glaubt, es sei Selbstmord vorhanden.

In Ribeirão Pires erschoss sich der 23-jährige italienische Arbeiter Alberto Busson, der früher ein solider Arbeiter war, seit einiger Zeit aber viel trank und öfters die Absicht des Selbstmordes aussprach. Anfänglich wurde gemeldet, es handle sich um einen Mord.

Gestern verhaftete die Polizei den Neger Adão, der vorgestern in der Rua Cruzeiro in so stupider Weise seinen Kameraden ermordete, nur weil diesem nicht gefiel, wie der Adão jun. das „Yaya me deixe“ sang.

Ein unbekanntes angetrunkenes Individuum hatte gestern abends 10 Uhr den absonderlichen Einfall, in der Rua Joaquim Carlos 5, wo verschiedene japanische Familien wohnen, einzudringen und die Tür zu erbrechen. Als die dort wohnenden Männer den Burschen fassen wollten, zog er den Revolver und schoß los. Er traf eine Japanerin Nacanora, die im Hause saß und nähte; sie ist schwer verwundet. Der Mörder floh. Ueber das Geschehnis konnte man sich auf der Polizei nicht richtig orientieren, denn die Japaner sprechen nicht portugiesisch.

Im Spital starb Benedicto Silverio, der in Guapira von seinem Zimmerkollegen Servinato verwundet worden war.

In der Sägerei Bella Vista, Rua Carvalho 20, erfolgte gestern morgen ein grausiger Unfall. Der 16-jährige Lehrling Leoni Zapella wurde an den Kleidern von der Maschine erfaßt und schrecklich zugerichtet, so daß mehrere Körperteile vom Leichnam losgerissen waren.

Einen Kampf mit heißen Pfannen führten gestern in der Rua Barão do Ladário 99 Isabel Maria Marques und Maria Lopes auf. Isabel zog den kürzeren, durch Verwundungen an der Nase und auf den Wangen wurde sie kampfunfähig. Die Polizei prüfte die Tragweite der Verletzungen.

Verschiedene Jungs wurden gestern auf den Straßen verwundet und von der Polizeiassistenten behandelt; außerdem die 9-jährige Alice Faria, die in der Rua Brigadeiro Tobias von einem Automobil erfaßt wurde.

Aus der Polizeichronik. Die Polizei hat sich durch einen 10-jährigen Pepe naseführen lassen. Dieser Knirps, wahrscheinlich durch jemanden geschickt, kam auf die Polizei und sagte, er habe von Jungs gehört, ein Neger habe ein Mädchen ermordet und im Hofe des Munizipalthaters vergraben. Darauf ging der Polizeiarzt Dr. Archer de Castilho mit einer Anzahl Feuerwehreute nach dem

Munizipaltheater und suchte überall den Boden ab, ohne irgend etwas zu treffen. Man glaubt jetzt an einen schlechten Witz. Aber die Polizei hätte doch Mittel und Wege, von dem Jungen die Wahrheit herauszubekommen, sie soll ihn vorderhand in das dunkle Kämmerlein setzen.

Aus der Polizeichronik. Ein gutgekleideter junger Mann von 22 Jahren, Rubens Pedrosa, übergab gestern nachmittags dem auf der Praça Antonio Prado wachstehenden Polizisten Manuel Guedes einen Brief, der für die Polizei bestimmt sei. Als der Polizist den Brief lesen wollte, zog Rubens einen Revolver aus der Tasche und richtete diesen gegen seine Stirne. In diesem Moment stürzte sich der Polizist auf ihn und entriß ihm nach hartem Kampfe die Waffe, aus der indessen ein Schuß erfolgte, der aber den Selbstmordkandidaten nur leicht verwundete. Der seltene Vorgang machte großes Aufsehen, da er auf dem belebtesten Platze der Stadt sich abspielte. Nach der Polizei gebracht, erklärte Rubens, er sei kürzlich von Cotia gekommen und wollte sich wegen unglücklicher Liebe erschießen. „Como é triste querer e não poder,“ also schloß der Brief, mit dem er sich von der Welt verabschieden wollte. Daß er darin noch bat, man soll für seine Seele eine Messe lesen lassen, zeigt, welche komische Auffassung viele Hiesige von ihrem katholischen Glauben haben.

Aus der Polizeichronik. Die zwei Neger Affonso und Adão, die bei der Firma Prado Chaves in Barra Funda arbeiteten und im gleichen Hause der Rua Cruzeiro 76 mit ihren Familien wohnten, waren stets gute Freunde. Als sie gestern von der Arbeit nach Hause kamen, saß der junge Adão, namens Luis, auf dem Bett und sang „Yayá me deixe“. Affonso meinte, der Junge singe falsch, Adão aber fand, daß sein Sohn sehr richtig und sehr schön singe. Darob kam es zum Streit. Es hätte sich wahrlich gelohnt, einen Musikprofessor kommen zu lassen, um den Streit zu entscheiden, denn so kam es viel teurer. Daß sein Sohn nicht schön singen täte, das fühlte Adão als so große Beleidigung, daß er sein Messer zog und dem Affonso einen tiefen Stich versetzte. Als er den fliehenden Täter verfolgen wollte, stürzte er hin und war eine Leiche. Als die Polizei erschien, waren auch die Frau und der fatale Sänger Luis Adão verschwunden. Aber sie werden bald wohl der Polizei in die Hände fallen.

## Munizipien.

Santos. Der rätselhafte Einbruchversuch bei der London and Brazilian Bank ist noch in Untersuchung. Vom Richter wurde der Haftbefehl gegen drei Individuen erbeten, gegen die man Verdacht hegt.

Die in S. Vicente wohnenden Eugenio Galoso und Vicente Lancelotti waren schon seit geraumer Zeit verfeindet und erst vor kurzem handgemein, aber von anderen Leuten getrennt worden. Galoso machte dann bei der Polizei Anzeige. Aber am 24. ds. trafen sie sich wieder, Lancelotti ging mit dem Messer auf seinen Gegner Tos, dieser aber zog den Revolver, schoß zwei Mal los und traf auch, mit der einen Kugel aber Lancelotti in die Brust, mit der zweiten dessen Begleiterin Rosalia. Die Getroffenen liegen im Spital schwerverwundet, der Schütze sitzt im Gefängnis.

Eine große Anzahl von Kaufleuten schickte an die Polizei ein Gesuch, man möchte schleunigst bei den Docas-Lagerhäusern Wachposten hinstellen, denn Tag für Tag werden dort Warenkisten und Weinfässer ausgestohlen. Wenn Interessenten dazu kommen und protestieren, so müssen sie froh sein,

wenn sie noch mit dem Leben davonkommen. Die Warenplünderung werde mit einer ungeheuerlichen Frechheit gewerbsmäßig betrieben.

## Bundeshauptstadt.

Ein wahres Wort von Hermes. In Lissabon erzählte der portugiesische Poet João de Barros, in Rio habe der Bundespräsident ihm beauftragt, an Dr. Manuel de Arriaga die besten Grüße auszurichten und ihm zu sagen, die brasilianische Republik stehe mit offenen Armen bereit, die portugiesische Schwester-Republik in allem zu unterstützen. Jedenfalls die Phrase von den offenen Armen ist richtig. Denn Brasilien streckt jetzt seine Arme mächtig weit aus, um der Schwesterrepublik am Tajo alles abzunehmen, was ihr nicht mehr gefällt und was ihr Magenschmerzen bereitet, so die Scharen von monarchistischen und klerikalen Revolutionären. Daß Hrn. Arriaga damit wirklich ein Dienst getan wird, ist unzweifelhaft, ob es aber eine Wohltat für unsere Republik ist, das müssen wir erst abwarten.

Krieg in der Sakristei. In der Pfarrei da Gloria ist ein energischer Konflikt zwischen der Bruderschaft und dem Pfarrer Gonzaga do Carmo ausgebrochen. Die Bruderschaft wollte die Kirche nicht öffnen und so konnte um 5 Uhr die erste Messe am Sonntag nicht gelesen werden. Nachher wurde Polizei aufgebeten. Nach dem Gottesdienst unterschrieben in der Sakristei 400 Gläubige einen Protest gegen die Bruderschaft. Wie bereits gemeldet, will man auch an der Gloria-Kirche eingewanderte portugiesische Kleriker einstellen.

Einen Protest gegen die Beschränkung des Pumphrechtes der Munizipalitäten, die im Staatskongreß geplant ist und mit Wahrscheinlichkeit angenommen wird, hat unser Stadtrat in der Sitzung vom 25. ds. beschlossen auf Antrag von Carlos Garcia. Der Protest soll der Justizkommission eingehändigt werden. Unsere Herren Stadtväter haben nämlich wieder einen solchen Pump von 60.000 Contos in Petto und da wäre es ihnen recht unangenehm, wenn ihnen von höherer Stelle der Riegel geschoben würde. Aber dringend nötig wäre es.

Die klerikale Einwanderung aus Portugal wird dem brasilianischen Klerus allmählich unbequem. Denn mancher gute Posten wird nun von den Fremden den Einheimischen weggeschnappt. Nun sollen auch an der Gloria-Kirche in Rio die brasilianischen Kleriker alle durch portugiesische ersetzt werden. Darüber herrscht vielfach Erbitterung. Die einheimische Geistlichkeit hat zur Besprechung der Angelegenheit für die nächsten Tage eine Versammlung angesetzt.

Zur Ernennung Mibiellis. Der Senat hat der Ernennung des Herrn Pedro Affonso Mibielli zum Richter am Obersten Bundestribunal vorläufig seine Genehmigung verweigert und das günstige Kommissionsgutachten ist an diese zwecks Umänderung zurückgewiesen worden. Das Gutachten lautete: „Bestätigt die Ernennung und sanktioniert den Akt der Regierung“; jetzt soll nun die letzte Hälfte des Satzes gestrichen werden. So wäre Mibielli immerhin bestätigt, aber der betreffende Regierungsakt hätte doch wieder nicht die Genehmigung des Senats. Diese Wendung der Dinge haben die Senatoren Ruy Barbosa und Francisco Glycerio herbeigeführt. Der erste war nach langer Zeit wieder einmal im Senat erschienen, um gegen die Ernennung Mibiellis zu sprechen; er sagte aber nur wenige Worte und beschränkte sich darauf, zu betonen, daß die Ernennung eines Mannes, dem man viele Fehler und sogar Verbrechen vorwerfen könne, nicht gutgeheißen werden dürfe. Darauf beantragte Gly-

gerio die Zurückverweisung des Gutachtens an die Kommission. Derselbe Senator sagte, daß laut einer Erklärung des Deputierten Evaristo do Amaral Mibielli sich seinerzeit gegen die ihm gemachten Vorwürfe in der portoalegrenser „Federação“ verteidigt habe, und deshalb sei es angebracht, daß die Artikel dem Senat, wenn der über das neuredigierte Gutachten zu entscheiden habe, vorgelegt werden. Wenn diese Artikel dem Senat wirklich vorgelegt werden und der sich nicht auf den Standpunkt stellt, daß ein Mann, der bei seiner Selbstverteidigung ein ganzes Schimpfwort-Lexikon abschreibt, als Richter am Obersten Bundestribunal geeignet sei, dann wird er Mibielli nach der Kenntnis seiner schmutzigen Elaborate erst recht nicht bestätigen. Die Selbstverteidigung Mibiellis ist eins der traurigsten Dokumente der riograndenser Journalistik und — das will sehr viel heißen. Ihm waren von dem Richter des Staatstribunals, Alcebades Cavalcante, verschiedene Vergehen gegen die Amtspflichten vorgeworfen worden und die Erwiderung Mibiellis, der damals Polizeichef des Staates Rio Grande do Sul war, antwortete in wirklichem Fischweiberton. Seine Artikel wimmeln von Ausdrücken wie „stinkender Leichnam“, „Idiot“, „Narr“, „Pestbeule“ etc. Den Vorwurf Cavalcantes, daß er Akten unterschlagen und Capangas „diskrete Aufträge“ erteilt habe, hat Mibielli mit seiner Schimpfritanei nicht zu entkräften vermocht. Wenn also diese Artikel dem Senat zugehen und der auch den obersten Satz des Kommissions-Gutachtens und damit die ganze Erneuerung streichen läßt, dann ist das erst recht ein Skandal.

**Sergipe und Esperanto.** In unserer Landesverwaltung begegnen wir oft den schnurrigsten Zirkeln. Am 24. v. M. ist im Staate Sergipe, wo noch Botucuden in Naturtracht herumlaufen, ein Gesetz erlassen worden, nach dem der Staatspräsident ermächtigt wird, in der Normalschule und im Atteneo Sergipense den Unterricht in der Weltsprache Esperanto einzuführen und dafür fähige Personen mit Professoren-Gehältern anzustellen. Das ist wieder so mal ein neuer Kulturlack. 80 Prozent der Bevölkerung sind Analphabeten; statt nun Schulen für die allerelementarsten Fächer einzuführen, stellt man Esperanto-Professoren an! Das soll nach der Ferne wirken. Manchmal ist es auch nur der kindliche Einfall naiver Gemüter; aber merkwürdig ist, daß dann dabei niemand sich findet, der das Blamable fühlt.

**Der Padre und die Grafen del Verme.** Der Pfarrer Malvino von der Kirche do Sacco de São Francisco in Nietheroy erhielt vorigen November vornehmen Besuch. Zwei Grafen, Conde Del Verme waren es, die ihn um Rat fragten und die lange Geschichte einer großen Erbschaft erzählten, die aber noch Zeit in Anspruch nahm. Und da es ihnen in Sacco de São Francisco gar so wohl gefiel, logierten sie sich beim Padre ein. Von Zeit zu Zeit kam von Rio ein Individuum, dann sprachen sie von der Erbschaft und von hohen Persönlichkeiten. Aber da die Erbschaftserledigung lange dauerte, pumpeten die Grafen den Padre noch um 800 Milreis an. So ging es weiter, bis auch der Sacco de São Francisco ausgepumpt war und der Padre die Grafen, die er schließlich als Gauner erkannt, hinauswarf. Nun schickten die Herren Grafen dem Padre vom Hotel Cintra aus einen Boten und einen Brief mit der Aufforderung, er möge ihnen Geld schicken oder sie würden der Polizei Anzeige machen, er hätte seine 17jährige Köchin entehrt. Padre Malvino kam, wie bestellt, nach dem Café Java undso auch der Bote und die beiden Grafen. Aber der Padre hatte die Polizei avisiert und so mußten die Grafen del Verme mit zu S. Belisario.

Auf der Suche nach einem Millionärssohn. Unter den als „Apachen“ und Calten von Buenos Aires deportierten und mit dem Dampfer „Panpa“ in Rio eingetroffenen Individuen befand sich ein gewisser August Garrido, der dem „Gazeta“-Reporter folgende Historie erzählte. Er, Garrido, sei ex-Polizist von New York. In Buenos Aires habe er sich immer dort herumgetrieben, wo die schönsten Damen der Halbwelt erscheinen und zwar zu einem ganz besonderen Zwecke. Vor Monaten sei aus New York Albion Davis Pike, der Sohn einer Millionärfamilie geheimnisvoll verschwunden. Der Vater Pikes habe für die Entdeckung seines Sohnes eine große Belohnung ausgesetzt. Um diese zu verdienen, sei er, Garrido, nach Buenos Aires gereist, weil er glaubte, der junge Pike sei mit einer Dame nach Buenos Aires durchgebrannt. Daß Pike 25 Jahre alt, in Lubec, Maine, geboren, er war Rechtsstudent im Herward-Colleg. Ob Garrido die Wahrheit sagte oder nur eine Geschichte erfand, um in Rio an Land zu kommen?

Irrsinnig geworden ist an Bord des Dampfers „Cap Blanco“ während des Aufenthaltes in Rio ein Kammermädchen, das dann auf Gesuch des deutschen Konsuls in ein Spital verbracht wurde.

Eine schlimme Ratte. Der Angestellte Adolpho Portela von der Firma Vilasboas u. Co. hatte sich auf das Studium der Banktransaktionen verlegt und dann diese seine Kenntnisse praktisch zu verwerten gesucht. Es gelang ihm auch, mit falschen Wechseln aus der Banco do Brasil 15:7578 herauszuholen. Aber er ward zu früh entdeckt und die Polizei fand auch den gemausten Betrag noch bei ihm.

Mate in der Schweiz. Aus Genf meldet ein Telegramm, daß am 12. ds. in den drei Hauptverkaufsstellen der Cooperativgesellschaft in Neuchâtel 3022 Tassen Mate verabreicht und viele Broschüren und Reklamepostkarten verteilt wurden. Auch habe man viel Mate verkauft. Demnächst werde Brasil Mate und Kaffee in Montreux und Yverdon und dann unter den schweizer Truppen verteilt.

Für das Denkmal der Ex-Kaiserin Leopoldina hat die Abgeordnetenkammer in dritter Lesung einen Kredit von 100 Contos bewilligt. Da aber zugleich der Antrag von Moacyr auf Errichtung eines Pantheons zur Aufbewahrung der Ueberreste der großen Männer angenommen wurde, so dürfte der Kredit von 100 Contos dafür doch kaum ausreichend sein.

Das fremde Kapital in Brasilien. In einem Bericht des Ackerbauministers Toledo wird die außerordentliche Vermehrung des in Brasilien arbeitenden fremden Kapitals während der Periode 1909 bis 1911 hervorgehoben. Im Jahre 1909 waren zwei einheimische und 21 fremde Gesellschaften zum Geschäftsverkehr zugelassen, im Jahre 1910 neun einheimische und 42 fremde. Die zum Geschäftsverkehr zugelassenen einheimischen Gesellschaften repräsentierten im Jahre 1911 ein Vermögen von 13.597 Contos, das bedeutet eine Vermehrung von 103 Prozent gegenüber dem Jahre 1910. Das Gesamtvermögen der fremden Unternehmungen beläuft sich, zu einem Wechselkurse von 16 gerechnet, auf 311.518 Contos; das bedeutet eine Vermehrung von 323 Prozent gegenüber dem Jahre 1910 oder von 464 Prozent gegenüber dem Jahre 1909. In dieser Gesamtsumme nehmen die nordamerikanischen Gesellschaften den ersten Platz ein mit 212.039 Contos, was eine Vermehrung von 803 Prozent gegenüber dem Jahre 1910 bedeutet.

Deutsch-Südamerikanische Telegraphengesellschaft. Akt.-Ges. In der letzten

Generalversammlung wurde beschlossen, das Grundkapital um 2500 000 Mark zu erhöhen. Die Gesellschaft bietet jetzt den bisherigen Aktionären den Bezug der neuen Aktien an, und zwar konnte auf je nom. 400 M. alte Aktien eine neue Aktie à nom. 1000 M. zum Kurse von 105 pCt. bezogen werden. Das Bezugsrecht war innerhalb der Zeit vom 19. September bis 2. Oktober 1912 einschließlich auszuüben.

Der brasilianisch-französische Handel erreichte in 1911 einen Wert von 233.393.000 Franken gegen 235.979.000 Franken in 1910, so daß eine Abnahme um 2.586.000 Franken eintrat. Frankreich importierte brasilianische Produkte im Werte von 155.061.000 Franken oder 12.105.000 Franken weniger als in 1910. Dagegen exportierte es nach Brasilien Waren im Werte von 78.332.000 Franken oder um 9.519.000 Franken mehr als in 1910. Diese Zunahme entfällt vor allem auf Automobile, von denen uns Frankreich im Vorjahre für 7.378.000 Franken schickte.

Aus den Indianer-Kolonien. Die argentinischen und chilenischen Astronomen besuchten in Espirito Santo die Indianerniederlassung Collatina, wo sie 41 Crenaks-Indianer trafen, die sie mit grosser Freude empfingen.

Ueber Cuyabá meldet der Indianerkolonie-Inspektor Oliveira, daß die Salesianerpater die Kolonie Palmeiras als ihr Eigentum betrachten, wo die Regierung nichts zu sagen habe. Daß nur wenige Wohnungen fertiggestellt seien und Ackerbau wegen Mangels an Geräten mangelhaft betrieben werde. Auch hat ein Pater auf die Indianer von Bocaina geschossen und ihnen das Fischereigerät abgenommen. Der Inspektor meldete, daß er die Schuldigen prozessieren werde.

Vom Penha-Feste. Der vergangene Sonntag, der dritte des Oktober und der dritte des historischen Penha-Festes, brachte nach dem Vorort, über dem die weiße Wallfahrtskirche auf dem Felsen thront, eine solche Menge von Besuchern, wie sie noch nie dort gesehen wurde. Allein für die Extrazüge verkaufte die Leopoldina Railway 32.594 Fahrkarten, eine seit ihrem Bestehen unerreichte Zahl. Im ganzen mögen wohl 50.000 Menschen draußen gewesen sein. Daß nicht alle, nicht einmal die Mehrzahl die Verehrung für unsere liebe Frau von der Penha hinausführte, ist klar. Die meisten kamen nicht zum Wallfahrtsfest, sondern zu dem Volksfest, das damit verbunden ist. Am Fuße des Felsens war eine Art Dresdener Vogelwiese im Betrieb, Buden, in denen Speise und Trank feilgeboten wurde, andere, in denen man im Spiele sein Geld loswerden konnte usw. Die Polizei des frommen Herren Belisario, die sonst das Spiel nicht leiden mag, hatte zu Ehren U. I. F. von der Penha natürlich eine Ausnahme. Zwar hatte sie einen üppigen Roulette-Pavillon, an dem mit großen Lettern geschrieben stand „Eintritt frei, Bier gratis“, gesperrt, aber die anderen Spielbudenbesitzer, die angeblich nur Gegenstände auszahlten, durften ungehindert arbeiten. Sie wahrten ja wenigstens den Schein, und damit gibt sich die hochwohlblöbliche Polizei bekanntlich gern zufrieden. Ganz ohne Ruhestörungen ging es bei dem ungeheuren Menschenandrang natürlich nicht ab. Bezeichnender Weise wurde der Skandal durch Mitglieder der bewaffneten Macht verursacht. Ein betrunkenen Soldat begann in einer Trinkbude zu lärmern und die anderen Gäste zu belästigen. Diese reagierten, und binnen kurzem war die Schlägerei im Gange. Da fand die Polizei sich bewogen, sich ins Mittel zu legen. Sie tat das so gründlich, daß sie alles kurz und klein schlug: in wenigen Minuten hatte sie die Bude, Tische, Stühle, Gläser, Flaschen,

Speisen zu einem wüsten Brei angerührt. Natürlich war auf diese Weise die Ruhe schnell wiederhergestellt. Doch so kleine Zwischenfälle taten der allgemeinen Fröhlichkeit keinen Eintrag. Und als dann die Sonne hinter den Bergen versank und der Mond die Penha in sein Silberlicht hüllte, da wurde die Freude zwar stiller, dafür aber um so inniger . . . .

Widerlich! Herr José Valentim Dunhan, Subdirektor der ersten und interimistischer Direktor der zweiten Division der Zentralbahn, war krank gewesen. Als er wieder im Dienst erschien, fühlten seine „Freunde und Verehrer“, d. h. seine Untergebenen, sich veranlaßt, eine Danksagungsmesse für seine Wiederherstellung lesen zu lassen. Anderwärts sagt der von schwerer Krankheit Genesene, sofern er das Bedürfnis dazu fühlt, persönlich seinem Schöpfer Dank; und wenn ihm eine Messe zu diesem Zwecke nötig erscheint, dann bezahlt er sie aus seiner eigenen Tasche. Anders in Brasilien, falls der Wiederhergestellte ein Vorgesetzter und nicht ausgesprochen kirchenfeindlich ist. Mag seine Krankheit auch nur in einem leichten Schnupfen bestanden haben, so erfordern die ungeschriebenen Vorschriften des in unserer herrlichen demokratischen Republik geltenden Byzantinismus-Kodex, daß seine Untergebenen eine Danksagungsmesse lesen lassen. Der Prunk und dementsprechend auch die Kosten dieser Messen sind verschieden, je nachdem bei der betreffenden Behörde der Byzantinismus besonders stark oder nur schwach entwickelt ist. Daß die Zentralbahn in byzantinischer Leistungsfähigkeit jeden Rekord hält, braucht wohl kaum betont zu werden. So war denn auch diese Messe mit einem Brimborium umgeben worden, das an unheiliger Widerlichkeit nicht zu übertreffen war. Wochenlang vorher wurden Notizen in die Presse lanziert. Natürlich fand das Ereignis in unserer Snobs-Kirche, der Candelaria, statt. Am nächsten Morgen erschien in der Presse eine ausführliche Notiz, in der es heißt: „Die geräumige Kirche war in ein Meer von elektrischem Licht getaucht. Es zelebrierte der Pfarrer, Herr José Augusto Freire, dem die Geistlichen Leonardo Carraresi und Pina assistierten. Auf dem Orgelchor ließ sich ein gutes Orchester hören, bestehend aus 22 Maestros unter Leitung des Herrn João Raymundo. Während der heiligen Handlung wurden verschiedene Photographien aufgenommen.“ Pfui Teufel! Wenn der, in dessen Namen da angeblich zelebriert wurde, noch auf Erden wandelte, er hätte diese Tempelschänder mit Schimpf und Schande hinausgejagt, die drei Priester nicht ausgenommen, die das, was ihnen heilig sein sollte, um schnöden Mammons willen in dieser Weise entweihen ließen.

Die Munizipalität von Rio hatte im September 10.165:735\$ Einnahmen und 5.398:684\$ Ausgaben.

Der Streit um die Benrlaubung der Mitglieder des Obersten Bundesgerichtes hat eine interessante und wichtige verfassungsrechtliche Frage, die bei uns noch immer nicht definitiv geregelt ist, von neuem zur Erörterung gestellt: Die Frage nämlich nach dem Verhältnis der richterlichen zur ausführenden und zur gesetzgebenden Gewalt. Unsere Verfassung ordnet die drei Gewalten einander völlig gleich. In der Praxis haben wir diese Gleichstellung nicht rechtlos durchgeführt, im Gegensatz zu anderen Föderativrepubliken, wie die Vereinigten Staaten, der Schweiz, Argentinien. Und gerade in der Angelegenheit der Regelung der Bezüge, auf die die Obergerichter bei Beurlaubungen Anspruch haben sollen, zeigt sich das deutlich. In den genannten Republiken steht das Recht, sowohl die Obergerichter

ter als auch die übrigen Beamten der Bundesgerichtsbarkeit zu beurlauben, den Obersten Bundesgerichten zu. Bei uns würde sich dieses Recht aus der verfassungsmäßigen Gleichstellung der richterlichen mit den übrigen Gewalten vielleicht ebenfalls ergeben. In der Praxis stand es bisher dem Obersten Bundesgericht jedoch nicht zu, vielmehr mußte der Urlaub stets durch den Kongreß bewilligt werden. Die Richter haben sich damit abgefunden und die Urlaubsgesuche stets dem Kongreß eingereicht, auch die Oberrichter. Damit ist ein Gewohnheitsrecht geschaffen worden, das das Oberste Bundesgericht nun gerne beseitigen möchte. Ob ihm das gelingen wird und auf welche Weise, das erscheint allerdings noch recht fraglich.

Im Bundeskongreß ging es am Dienstag so zu wie zu Varellas Zeiten. Es hat nicht viel gefehlt, da hätten die Väter des Vaterlandes sich regelrecht gebaut. Daß Irineu Machado derjenige war, der den Zwischenfall provozierte, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, und daß der Zarewitsch dabei nicht fehlen durfte, ist auch selbstverständlich. Der minenser Deputierte sprach über die von Coelho Lisboa eingereichte Anklage gegen den Bundespräsidenten, über die am Dienstag abgestimmt werden sollte. Coelho Lisboa hat, wie bekannt, die Annahme des im vorigen Jahre geschenkten Hauses dem Bundespräsidenten als Bestechlichkeit ausgelegt und Irineu Machado kam natürlich auch auf diesen Punkt zu sprechen. Die Zurufe und Proteste regneten schon von allen Seiten, als Irineu ein Dokument aus seiner Tasche zog und behauptete, beweisen zu können, daß der Bundespräsident nicht ein Haus, sondern bares Geld erhalten habe, um ein solches zu kaufen. Aus dem Dokument, das er in der Hand habe, gehe hervor, daß das geschenkte Haus von der Gemahlin des Marschalls bezahlt worden sei. Dieses brachte die Deputierten des engeren hermistischen Kreises ganz aus dem Häuschen. Raul Cardoso schrie, daß Irineu Machado sich gegen die Würde des hohen Hauses verstoße. Mario Hermes sprang auf und stürzte sich mit dem Ausruf: „Die Begleichung der Rechnung kommt mir zu!“ auf Irineu. Nicanor do Nascimento und Ubaldino de Assis hielten den feurigen jungen Mann aber zurück. Alles schrie und gestikuliert, daß kein einziger sein eigenes Wort verstand. Sabino Barroso ließ sämtliche elektrischen Schellen läuten, aber keiner hörte auf ihn. Auch Fonseca Hermes sprang auf und wollte auf Irineu zu, er wurde aber von Pereira Braga zurückgehalten. Mauricio de Lacerda machte denselben Versuch, aber Carlos Peixoto konnte ihn noch rechtzeitig erwischen. Irineu Machado stand, von dem furchtbaren Sturme umtobt, seelenruhig auf seinem Platz, und da er nicht mehr sprechen konnte, so zeigte er wenigstens das ominöse Dokument. Die Damen, die auf der Galerie der Sitzung beigewohnt hatten, verließen schleunigst den Platz, denn sie fühlten sich der Ohnmacht nahe. Der geistliche Deputierte Valois de Castro reckte seine Gestalt in die Höhe und als er trotzdem nicht größer wurde als er nun einmal ist, da sprang dieser wirklich friedfertige Herr auf einen Stuhl und bat seine Kollegen, doch um Gotteswillen vernünftig zu sein und das Dekorum des Hauses zu wahren. Schließlich gelang es Sabino Barroso, sich Autorität zu verschaffen und er erklärte die Sitzung für aufgehoben. — Nach der Wiedereröffnung der Sitzung ergriff Carlos Peixoto das Wort und sprach dafür, daß die Anklage Coelho Lisboas zur Diskussion gesetzt werden sollte. Nach ihm stand die größte rednerische Kraft des Kongresses und vielleicht auch ganz Brasiliens, Pedro Moacyr, auf und hielt eine wirklich durch Mark und Bein gehende Rede gegen den von ihm

stets bekämpften Präsidentialismus, der nichts anderes sei als Cäsarismus und verkappte Diktatur. Der Kongreß stehe am Grabe eines abgestorbenen Regimes und müsse die Courage haben, eine Schaufel Kalk auf ihn zu werfen. Die immer bewundernswerte Beresamkeit Moacyrs zwang das Haus zur Ruhe; man störte ihn nicht. Nach ihm sprach der Führer der paulistaner Staatsvertretung, Herr Galeão Carvalhal, der die Erklärung abgab, daß seine Bancada das Gutachten der Kommission annehme und somit die Anklage gegen den Bundespräsident nicht zur Diskussion gesetzt sehen wolle. Nach ihm sprachen noch einige Redner, darunter auch Irineu Machado und schließlich wurde auf Antrag Figueiredo Rochas über das Gutachten der Kommission abgestimmt. Er wurde mit 130 gegen 10 Stimmen angenommen. Die dagegen stimmten waren die Herren Josino de Araújo, Carlos Peixoto, Francisco Veiga, Pandiá Calogeras, Irineu Machado, Prudente de Moraes Filho, Marcello Silva, Pedro Moacyr, Alfredo Ruy Barbosa und Pedro Lago. — Damit ist die Anklage gegen den Bundespräsidenten begraben.

**Presse-Vereinigung.** Auf Antrag zahlreicher Mitglieder hat der Vorstand der Pressevereinigung eine außerordentliche Generalversammlung einberufen, in der folgende Anträge zur Erörterung standen: 1) Bau eines Vereinshauses, für das die Bundesregierung oder die Präfektur das nötige Gelände zur Verfügung stellen soll, wie auch für andere Vereinigungen geschehen ist, z. B. für den Jockey-Club. 2) Ersuchen an die Regierungen des Bundes und der Einzelstaaten um Gewährung für Fahrpreismäßigungen für die Mitglieder der Presse-Vereinigung auf den Staatsbahnen. An die Direktionen der Privatbahnen soll dasselbe Ersuchen gerichtet werden. 3) Abhaltung einer Reihe von sozialnützlichen Konferenzen in jedem Jahre. 4) Bemühungen aller Mitglieder, in ihren Blättern die Berichterstattung aus den Einzelstaaten auszubauen, damit das nationale Gemeingefühl gehoben wird, und ausführliche Sektionen mit Berichten aus den amerikanischen Ländern zu schaffen. Zum ersten Punkt hat Dr. Joaquim Vianna vom „Jornal do Commercio“ bereits einen ausführlichen Beschluß formuliert, der darauf hinausgeht, daß eine Kommission ernannt werden soll, die sich mit der Regierung zwecks Ueberlassung eines Geländes an der Avenida Rio Branco in Verbindung zu setzen hätte. In der Begründung dieses Beschlusses kommt folgende schöne Stelle vor: „In anbetracht des Umstandes, daß man anerkennen muß, daß unsere Tagespresse einen der ersten Plätze in der Presse der ganzen Welt errungen hat und daß unsere periodischen Zeitschriften, die wissenschaftlichen, die literarischen und die humoristischen, unter den besten ihrer Art in allen Ländern rangieren . . .“ Eine blindere und lächerlichere Selbstüberhebung ist uns in Pressekreisen noch nicht vorgekommen und ist auch wohl nur bei uns in Brasilien möglich, wo die Kultur sich leider noch auf so enge Weise beschränkt, daß man diese bombastischen Prahlereien gar nicht als solche empfindet. Draußen aber, davon kann unser verehrter Kollege überzeugt sein, wird von Buenos Aires bis Quebec, von Rom bis Stockholm ein Höllengelächter antworten. Man könnte dergleichen Selbstbeweihräucherungen humoristisch nehmen, wenn sie nicht dazu beitrügen, jeden Fortschritt und jede Vervollkommenung zu hindern. An und für sich verdienen die vier zur Beratung gestellten Punkte nur Zustimmung.

Die Schwämmekultur will ein Max José Schumann in Rio hier einführen und hat dem Ackerbauminister eine bezügliche Eingabe gemacht. Er hat dafür ein Patent und möchte nach New York

10

eine bezügliche Studienreise machen, aber auf Rechnung unserer Bundeskasse. Dann will er eine bezügliche Aktiengesellschaft mit 150 Contos gründen. Der Minister hat die Eingabe zum „Studium“ überwiesen.

An dem Obersten Bundestribunal hatte die Presse bis vor kurzem recht wenig auszusetzen. Das wird nun bald anders werden, denn die gegenwärtige Regierung hat alles Mögliche getan, um dem höchsten Gericht des Landes die strikteste Unparteilichkeit zu nehmen. Die Richter, die der Marschall-Präsident ernennen mußte, zeichnen sich weniger als Richter, denn als Parteimänner aus. So ist das mit Leoni Ramos, mit Enéas Galvão und zuletzt auch mit Pedro Mibielli der Fall. Das schönste aber, was Hermes da Fonseca mit den Richtern vorgenommen, ist nicht eine Ernennung, sondern eine Pensionierung. Wie unseren Lesern noch innerlich sein dürfte, erhielt der Richter Dr. Epitacio Pessoa plötzlich seine Pension, selbstverständlich bei vollem Gehalt und unter der Begründung, daß er dienstunfähig sei. Man wunderte sich darüber, denn Epitacio Pessoa verriet absolut nichts von Dienstunfähigkeit. Er war nicht nur einer der jüngsten, sondern einer der robustesten Mitglieder des hohen Tribunals und, von einer leichten Unpäßlichkeit abgesehen, hatte kein Mensch etwas davon gehört, daß seine Gesundheit gelitten habe, dagegen war es weitbekannte Tatsache, daß dem sehr schneidigen Herrn die Gerichtsarbeit allein nicht genügte und er deshalb sich besonders eifrig mit der Politik be-

faßte. Dr. Epitacio Pessoa erhielt den Abschied mit der Riesenpension und man erwartete allgemein, daß er, um wenigstens den Schein zu wahren, sich nach Europa begeben werde, um dort seine Pension spazieren zu führen, er tat dieses aber nicht, und jetzt, nur wenige Wochen der Pensionierung wegen Invalidität, erfährt man, daß Epitacio Pessoa sich mit großem Eifer zahlreichen Prozessen widmet und dabei ganz ernstlich daran denkt, an Stelle des nach dem Regierungspalast von Parahyba ziehenden Dr. Castro Pinto Bundessenator zu werden. Jetzt ist die Behauptung, daß Epitacio sich im Vollbesitz seiner Kräfte befinde und daß die fette Pension daher für ihn nur ein Geschenk bedeute, von ihm selbst auf das allerbeste bewiesen. Der Herr wird von jetzt ab Senator sein, die Advokatur ausüben und dazu doch noch eine Pension beziehen, die einem Ministergehalt gleichkommt. Das gehört auch zum Kapitel „öffentliche Moral“.

Das Instituto Historico e Geographico Brasileiro, die bedeutendste wissenschaftliche Vereinigung in Brasilien, hat am 21. ds. in Rio seinen 74. Jahrestag der Gründung gefeiert, womit auch die heurige Sitzungsperiode geschlossen wurde. Zur Feier erschien auch der Bundespräsident.

Bevölkerungsbewegung in Rio. Vorige Woche starben in der Bundeshauptstadt 345 Personen, 444 Kinder wurden geboren und 140 Ehen geschlossen.

*Casa Edison.*

S. PAULO

AVIS.

2745

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine

## Spielwaren-Abteilung

unsrem Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allernmodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu konkurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen. --

**Phonolas - Trichterlose Sprech- u. Musikapparate**

von 65\$000 aufwärts

Neues Platten-Repertoire soeben angekommen.

Besuchen Sie bitte unser neues Haus.

**Kein Kaufzwang**

**Rua 15 de Novembro No. 55.**

# Deutschland, England, Europa

(Situationsbericht eines deutschen Staatsmannes.)

Die sechs europäischen Großmächte erheben theoretisch den Anspruch auf volle Gleichberechtigung. In der Praxis aber verschiebt sich das Bild. Wenn als Kriterium der Großmächteigenschaft die Fähigkeit hingestellt wird, nicht ohne Aussicht auf Erfolg den Kampf mit jeder anderen Großmacht aufzunehmen, ergeben sich sofort Differenzierungen. Es müssen in Anschlag kommen Zahl, Intelligenz und Charaktereigenschaften der Bewohner, finanzielle und überhaupt wirtschaftliche Stärke, richtige Organisation und schnelle Bereitschaft aller direkten und indirekten Kampfmittel, geographische Lage, Menge und Qualität der Streitkräfte zu Land und zu Wasser und anderes mehr. Alles in allem gerechnet ergibt sich für Deutschland eine solche Stärke, daß, natürlich rein akademisch gesprochen, Oesterreich-Ungarn oder Italien, ja selbst Frankreich allein nicht wagen dürften, sich mit ihm zu messen. Rußlands Defensivkraft übertrifft vielleicht die jeder anderen kontinentalen Großmacht, seine inneren Zustände sind indes derart, daß auf Jahre hinaus Konflikte mit welcher Großmacht auch immer der zarischen Regierung gefährlich wären. Immerhin würde zu einem Invasionskrieg die geeinte Macht zweier Großstaaten kaum gegen Rußland ausreichen. Noch günstiger gestaltet sich das Verhältnis für das nur zur See angreifbare England, das zugleich in seiner jedweder europäischen Flottenkombination gewachsenen Marine die schärfste Angriffswaffe besitzt. Nach obigem ergibt sich leicht eine Klassifizierung der sechs Staaten; allein für sich, in Angriff und Verteidigung, können eigentlich nur die beiden germanischen Mächte England und Deutschland zurzeit bestehen. Ohne Ueberhebung kann man sie dementsprechend als die zwei jetzt politisch führenden Mächte Europas bezeichnen.

Zwischen beiden Großmächten ist allmählich eine Spannung entstanden, die weite Volkskreise mit ernster Sorge erfüllt. Die besten Köpfe beider Nationen sind sich darüber klar, daß hinter der deutsch-englischen jede andere Frage zurücktritt. Zeitungen und Revuen füllen ihre Spalten mit Untersuchungen über die Gründe der Entfremdung und darüber, wie derselben am besten zu begegnen sei. Manches gute Wort ist da gefallen, auch ist es als Gewinn zu betrachten, daß weitaus die meisten dieser Erörterungen sich großer Objektivität befleißigen. Es scheint uns indes, daß fast durchweg zuviel an frühere Vorgänge angeknüpft wird, welche — und zwar vor allem die vielen hüben und drüben begangenen Fehler — nicht ungeschehen zu machen sind. Daher möge uns erlaubt sein, all dies beiseite zu lassen und, von den gegebenen Verhältnissen ausgehend, lediglich zu untersuchen, welche Vorteile beiden Mächten erwachsen würden, wenn eben die so gefährliche Spannung nicht bestände. Diese Vorteile müßten selbstverständlich sich erheblich steigern, wenn statt der Spannung zwischen beiden Mächten ein vertrauensvolles Verhältnis Platz griffe und etwa ein Neutralitätsabkommen getroffen würde. Am größten aber wäre der beiderseitige Gewinn, wenn beide großen Nationen sich entschlossen Schulter an Schulter stellten.

Nehmen wir zunächst England. Die ungeheure Ausdehnung seines Kolonialreiches, so vorteilhaft sie sich für das Mutterland bisher auch erwiesen hat, birgt natürlich auch gewisse Gefahren. Um diesen zu begegnen, muß ständig eine Flotte bereit-

gehalten werden, die, an welchem Ende der Welt auch immer, jedem denkbaren Gegner gewachsen scheint. England ist aber nicht nur Kolonial-, sondern auch europäische Großmacht, die starken Wurzeln seiner Kraft liegen in den britischen Inseln; wichtiger noch als die Sicherung der kolonialen Glieder ist die des Zentrums, in dem alle Fasern und Fäden des Weltreichs zusammenlaufen. Es ist daher erklärlich, daß die englische Regierung eifersüchtigen und sorgsamem Auges die maritime Machtentwicklung der europäischen Großstaaten verfolgt. Wohl oder übel muß sie, da für England Sein oder Nichtsein von der Seeherrschaft abhängt, auf entsprechende Mehrung ihrer Flotte Bedacht nehmen. Wenn zum Beispiel ein ostasiatischer Konflikt die eine Hälfte der Kriegsmarine im Gelben Meer fesselt, müßte die Homeflotte noch immer so stark bleiben, um den Angriff jeder europäischen Großmächtsflotte als Tollkühnheit erscheinen zu lassen. Durch das ganze neunzehnte Jahrhundert war denn auch das Kräfteverhältnis zwischen der englischen und eigentlich allen anderen europäischen Flotten zusammengenommen ein derartiges, daß der Engländer in seiner vom Wasser umspülten Festung sich dem Gefühl absoluter Sicherheit hingab. Seit etwa zehn Jahren aber hat das von der englischen Politik bis dahin immer nur als erste Landmacht angesehene Deutschland eine Flotte erbaut, deren Wert jenseits des Kanals vielleicht noch überschätzt wird. England glaubte, dieser Gefahr durch zwei Mittel begegnen zu müssen, einmal durch das System: zwei Kiele für einen deutschen, und dann durch die Allianz mit Frankreich, aus der sich logischerweise die Entente mit Rußland entwickelte — *les amis de nos amis sont nos amis*.

Man behauptet in England immer erneut, daß die eigenen Machtmittel schier unerschöpflich seien. So sehr nun auch in finanzieller Beziehung das britische Weltreich alle anderen Mächte hinter sich läßt, so wird die hohe Besteuerung und das Anziehen aller Preise auch in England jetzt sehr peinlich empfunden. Das Mannschaftsreservoir ist weiter in einem Lande ohne allgemeine Wehrpflicht lange nicht so groß, wie in einem noch dazu um ein Drittel mehr bevölkerten Heerpflchtslande von alter militärischer Disziplin und großer soldatischer Tüchtigkeit. Ohne diese und ähnliche Ueberlegungen hätte das britische Reich, das so lange sich in einer splendid isolation gefiel, kaum das immerhin etwas unsichere Brett des französisch-russischen Engagements betreten. Wie aber das Wettrüsten mit Deutschland in finanzieller Beziehung je länger je drückender wurde, so heischten die neuen Verbündeten Rücksichten, ja politische Opfer, die keineswegs leichten Herzens von der großen Mehrzahl der Engländer gebracht werden. Marokko und Persien wären wohl nie von einem mit Deutschland befreundeten England dahingegeben worden. Ebensowenig würde dieses die jetzt schon sich jährende Beunruhigung des Mittelmeeres durch die jüngste und schwächste der Großmächte zugelassen haben. Auch im Atlantik und Pazifik würde ein England energischer auftreten, welches nicht immer wie fasziniert seine Blicke auf Deutschland gerichtet hielte. Dem britischen Ansehen kann es ferner kaum förderlich sein, wenn jetzt die ganze Schlachtflotte angstvoll in der Nordsee konzentriert und die wichtige Mittelmeerstraße der Obhut Frankreichs anvertraut wird. Wenn irgend eine Regierung Prestigepolitik treiben muß, ist es die englische. Dreihundertundfünfzig Millionen Einwohner zählt das britische Kolonialreich, ungeheure Entfernungen trennen dessen Glieder; wenn hinter den vereinzelt Beamten und den relativ schwachen Land- und Seegarnisonen

nicht das nie besiegte Altengland stünde und die Gewißheit, daß kein Uebergriff ungeahndet bleibt, würde der Union-Jack bald im Staube liegen.

Wenn für Englands Macht in der gewaltigen Ausdehnung seiner Dependenz und Interessen ein Element der Schwäche liegt, so ist ein großer, rectius der größte Teil der deutschen Machtmittel durch das deutsch-französische Verhältnis gebunden. Wohl nur unverbesserliche Optimisten werden behaupten, daß bei einem Konflikt Deutschlands mit einer anderen Großmacht nicht sofort Frankreich auf dem Plan erscheint. Diese Sachlage müßte, so sollte man meinen, es Deutschland dringend ratsam erscheinen lassen, mit allen Mitteln einen Ausgleich mit England zu suchen. Die Gegnerschaft zweier so starker Faktoren wie England und Frankreich genügt, um eigentlich jede deutsche politische Aktion zur Unfruchtbarkeit zu verdammen — vide Marokko. Von mancher Seite wird zwar eingeworfen, daß der altbewährte Dreibund uns in unseren Verbündeten ein Gegengewicht finden läßt. Unser zuverlässiger Donauallierter würde indes in Konfliktfällen außer Rußland noch am Balkan und an den Alpen durchaus nicht gering zu schätzende Gegner finden. Welcher Mächtigkeitsgruppe aber unser anderer Bundesgenosse tatsächlich angehört, darüber besteht bei einsichtigen Politikern längst kein Zweifel mehr. Algeciras sprach schon eine nur zu beredte Sprache. Gelegentliche kleine Brouillen und Zeitungspolemiken, wie anlässlich der Tripolisaktion zwischen Paris und Rom, sind belanglos, namentlich gegenüber der traditionellen und auch in den Machtverhältnissen begründeten Hingabe Italiens an England.

Dies wäre das rein politische Moment. Wie steht es nun in finanzieller und volkswirtschaftlicher Hinsicht? Die latente Gegnerschaft hat beide Mächte zu großen Rüstungen veranlaßt. England wendet stärkere Mittel als bisher für sein Landheer auf und hat jetzt ein Flottenbudget, das selbst von diesem reichen Lande nur mit Mühe aufgebracht wird. Wir müssen notgedrungen im Wettstreit mit unserem französischen Nachbar auf das Heer ungeheure Summen verwenden, zu denen sich jetzt, lediglich im Hinblick auf England, enorme Flottenausgaben gesellen. Jeder anderen Macht gegenüber würde eine kleinere deutsche Flotte genügen. Ohne die Spannung könnten beide großen Reiche erheblich mehr für kulturelle Zwecke aufwenden und außerdem noch ihre schwer bedrückten Steuerzahler entlasten.

Dem politischen Wettbewerb stellt sich vielfach ein handelspolitischer an die Seite. England und Deutschland sind die Hauptweltlieferanten von Kohle und Eisen. Statt sich hierin und in vielen anderen Branchen zu unterbieten, würden freundschaftliche politische Beziehungen gewiß auch rein materiell für die beiderseitige Handels- und Industrielwelt gute Früchte tragen. Beide Nationen haben als die ersten Handelsvölker der Welt das gleiche Interesse, daß allseits Friede herrscht und überall die im Prinzip stets bewilligte, in praxi aber meist verweigerter offene Tür gewährt wird. Einem gemeinsamen Druck beider gewaltigen Reiche könnte sich kein Dritter entziehen, wie denn auch Amerika nur dank dem Antagonismus der beiden führenden Staaten mit dem alten Europa recht unglimpflich umspringt. Deutschlands Freundschaft würde England jeder Sorge um seine amerikanischen Besitzungen entheben. Deutschland dagegen könnte mit Englands Unterstützung die schwer empfundene konstante Beeinträchtigung seines Handels mit Südamerika durch die Vereinigten Staaten sich ernstlich verbitten. Auf sich allein gestellt oder in latenter Feindschaft lebend, müssen aber die beiden ersten

Großmächte der Welt in oft unwürdiger Weise um Uncle Sams Gunst buhlen.

Mehr noch als politische und materielle Vorteile fällt der ethische Gewinn einer Entspannung ins Gewicht. Die beiden politisch führenden Mächte sind auch in kultureller Beziehung tonangebend. So hoch man die historischen Verdienste der Romanen um Kunst, Wissenschaft und Literatur auch anschlagen mag, in der Gegenwart tritt überall das Germanentum in die erste Reihe. Der dem Verfasser dieser Zeilen befreundete Xaver Krauß, der genaueste Kenner und Bewunderer des italienischen Genius, teilte die großen modernen Völker in weiße und schwarze ein, auf den ersteren beruhe die Zukunft und Hoffnung des Menschengeschlechts; zu den weißen aber zählte Krauß in der Gegenwart nur die Engländer und die Deutschen. Auf staatlichem und politischem Gebiet, imperium et libertas, sind tatsächlich die Engländer vorbildlich für alle Zeiten, und jeder eine ruhige, aber freileitliche Entwicklung des neuen Deutschen Reiches erhoffende deutsche Patriot kann nie genug das englische Vorbild studieren und ihm nacheifern. Andererseits wird auch der insulare Brite durch engere Fühlung mit dem mehr kosmopolitisch veranlagten Deutschen gewinnen und lernen, sein Egoismus wird bei Vertiefung in den Idealismus des Deutschen sich mildern. Wie wenig wirklich zivilisierte Gebiete zählt die moderne Welt — fängt doch beinahe vor den Toren von Berlin und Wien der Orient und niedere Kultur an — wie weite Gebiete in Afrika und Asien harren überhaupt noch der Aufschließung, wieviel alte, verfallene Kultur gibt es wieder aufzurichten und neu zu beleben! Wir sahen oben, wie die weite Ausdehnung des englischen Kolonialreiches beinahe ein Moment der Schwäche bildet, jedenfalls reichen Englands Volkskräfte zu noch größerer Expansion nicht aus. Deutschland dagegen hat eine Ueberproduktion von Intelligenz, und wenn auch für den Moment und vielleicht noch auf 15 bis 20 Jahre die arbeitenden Klassen genug Beschäftigung im Inlande finden, so naht doch selbst bei verlangsamt Geburtenüberschuß der Augenblick, wo Deutschland nicht nur Güter, sondern auch Menschen exportieren muß. Die beiderseitige kolonisatorische und zivilisatorische Tätigkeit findet so weite Räume, daß Zusammenstöße bei freundschaftlicher Annäherung beider die gleichen Interessen verfolgenden Völker ausgeschlossen erscheinen. Vielmehr könnten in friedlichem Wettstreit zum Heile der Menschheit und zum Nutzen Europas Engländer und Deutsche vielleicht auf Jahrhunderte hinaus die größten Aufgaben erfüllen, die je Menschen und Staaten gestellt wurden, Licht und Zivilisation in dunklen Ländern verbreiten. In Europa würde ein Gottesfrieden geboten werden, und unser Erdteil müßte eine Renaissance erleben, womit zugleich alle Hoffnungen gelber und weißer Rivalen auf Verfall unserer alten Kultur und auf eine Erbschaft unserer Kolonien und der von uns abhängigen Gebiete vernichtet wären. Der steten Kriegssorgen ledig, könnten endlich beide großen Völker sich inneren Fragen intensiver widmen. In beiden Ländern harren jetzt die wichtigsten Probleme der Lösung und über Rüstungen und Kriegsvorbereitungen bleiben große Kulturaufgaben unerledigt.

Wir versuchen in Obigem, einen, wenn auch nur oberflächlichen Ueberblick der Vorteile zu geben, die eine Aussöhnung zwischen England und Deutschland beiden Ländern und damit ganz Europa bieten würde. Kehren wir die Medaille um und supponieren wir, daß die Spannung nicht zu einer friedlichen, sondern zu einer gewaltsamen Entspannung führte, so wären damit Konflikte gegeben, die von

19

einem Ende Europas bis zum anderen die Kriegsfurie entfesselten. Denn eben in der Eigenschaft beider Mächte als führender Großstaaten Europas, in dem heillosen und verwickelten System von Allianzen und Ententen, liegt auch für den Rest unseres Erdteils die Gefahr kriegserischer Komplikationen. Wäre dann nach enormen Verlusten an Menschen und materiellen Werten der Kampf ausgekämpft, so würde der Krieg — ende er, wie er will, wenn es auch eine debellare im antiken Sinne bei dem Duell der ersten Land- mit der ersten Seemacht der Welt kaum geben wird — Europa auf Lustren hinaus in ein Heerlager verwandeln. Denn keiner der beiden kriegführenden Teile wird die Entscheidung als definitiv hinnehmen. In anderer Weise würde der dreißigjährige Krieg in einem beständigen Kriegs- und Rüstungszustand aufleben, bei dem ähnlich wie vor bald dreihundert Jahren auch wieder Deutschland der Hauptleidtragende sein müßte.

## Ein neues Canudos.

Ein grosses Detachement der paranaenser Staatspolizei wird von den Leuten José Marias überfallen und aufgerieben.

Aus Curityba kommt die Schreckensbotschaft, daß die paranaenser Staatstruppen, die vor einigen Tagen nach Palmas abmarschierten, um dem Fanatiker José Maria zu begegnen, in Faxinal do Irandi von einer großen vom Coronel Miguel Fragoso angeführten Bande überfallen und aufgerieben sind. Der Kommandant Coronel João Gualberto ist gefallen; von seinen Soldaten sind die wenigsten entkommen. Ganz Curityba flaggt Halbmast, der paranaenser Handel schließt, der Staatspräsident hat um die Bundesintervention im Sinne des Art. 6 der Verfassung nachgesucht und Marschall Hermes da Fonseca hat sie sofort angeordnet. Der Zusammenstoß ist am 21. um sechs Uhr abends erfolgt. Die aus 70 Mann Polizeitruppen bestehende Vorhut hat sich plötzlich von 400 gutberittenen Banditen umringt gesehen, eine wilde Schlacht ist entbrannt und am Morgen des nächsten Tages, also Dienstag, ist alles vorüber gewesen. Diese Katastrophe hat wie eine Bombe gewirkt und erst jetzt sieht man ein, welche große Gefahr die bisher kaum beachtete Fanatikerbewegung bedeutet.

Als wir nach dem ersten Eintreffen der die Bewegung anzeigenden Nachrichten auf Grund der Lokal- und Menschenkenntnis die Behauptung aussprachen, daß auf dem Hochlande ein neues Canudos entstehen könne, da fanden die meisten das übertrieben; jetzt ist die schreckliche Bestätigung da und wir bedauern, Recht behalten zu haben. Das catharinenser und paranaenser Hochland ist ein gefährlicher Boden, denn er ist für den Kleinkrieg wie geschaffen und die ganze Bevölkerung ist kriegstüchtig. Der „Serrano“ handhabt das Gewehr und die Lanze mit großer Sicherheit und er ist ein viel stärkerer Feind als der halb degenerierte Jagunço der Bahianer Sertões, und wenn dieser Schwächling dank der Lokal- und Wegkenntnisse der Staats- und Bundesmacht einen so hartnäckigen Widerstand entgegensetzen konnte, so ist der Serrano erst recht imstande, der bewaffneten Macht Schwierigkeiten zu machen.

Der Faxinal do Irandi genannte Kampf, auf dem der Zusammenstoß erfolgte und auf dem beinahe hundert Soldaten ihr Leben ließen, befindet sich in der Zone, um die die Staaten Santa Catharina und Paraná streiten. Er liegt etwa 12 Leguas von der Villa Palmas, 50 Leguas vom Porto de União und

noch etwas weiter von der früheren Militärkolonie Napecó. Nach dem Westen ist er von Rio Napecó-sinho, nach dem Süden vom Rio Uruguay umgrenzt und stößt an den Staat Rio Grande do Sul. In der Nähe dieses Kamps befinden sich zahlreiche Niederlassungen halbzahmer Coroados. Wie wir seinerzeit schon sagten, bietet diese Gegend seit Jahren einen Unterschlupf für alle in Rio Grande do Sul verfolgten Banditen. Ueber den rio-grandenser Staatsmann Julio de Castilhos kann man sagen, was man will, aber eins muß ihm auch der Neid und die Mißgunst lassen: er hat den von ihm beherrschten Staat zu säubern verstanden. Die seinerzeit so gefährliche Grenze zwischen Uruguay und Rio Grande do Sul, wo es von Banditen nur so wimmelte, wurde von João Francisco in einigen Jahren so radikal gereinigt, daß für die Estancieiros auch nicht die geringste Gefahr mehr bestand. Dem Gesindel war mit Gesetz und Recht nicht beizukommen und so blieb für sie nur die Klinge, die aber die Leute des Caudilhos vom Caty auch meisterhaft zu handhaben wußten. João Francisco erwarb, indem er das tat, was Castilhos ihm erlaubte (oder gar befahl, den Ruf eines blutdürstigen Tigers, aber er schaffte in Rio Grande do Sul die Sicherheit des Lebens und Eigentums. Die anderen Staaten hätten dasselbe tun sollen, was Rio Grande tat; sie hatten aber keinen Julio de Castilhos und keinen João Francisco und die Folge der unangebrachten Milde den Banditen gegenüber war die Katastrophe von Faxina do Irandi. Das Unglück wäre noch größer geworden, wenn Coronel João Gualberto seine Streitmacht am Tage vorher nicht getrennt und die Hälfte in Xanxeré zurückgelassen hätte, wäre das nicht geschehen, dann wäre das Massengrab noch größer geworden.

João Gualberto Gomes de Sá Filho, Kommandant der Paranaenser Polizeimacht, war Bundesoffizier und hatte als solcher den Hauptmannsrang. Er stand im 38. Lebensjahr und gehörte seit dem 26. März 1890 dem Heere an. Er war ein sehr beliebter, höflicher, in jeder Hinsicht zuvorkommender Mann, und daß er ein großes Organisationstalent besaß, davon kann das Schützenbataillon „Rio Branco“ Zeugnis ablegen, das die beste Schützenverbindung Brasiliens ist. Sein Tod wird in ganz Brasilien auf das tiefste beklagt, am meisten aber in Curityba, wo er eine große Popularität genoß.

Coronel Miguel Fragoso, der Anführer der 400 Banditen, die in Faxinal do Irandi die Schreckensstat verrichteten, hat in der föderalistischen Revolution auf der Seite der Rebellen gefochten. Nach der Revolution hat er sich in jene wilde Gegend zurückgezogen, wo er bisher, ohne die Aufmerksamkeit der Behörden in größerem Maße auf sich zu lenken, gelebt hat.

Bisher behaupteten alle unsere Kollegen, daß auf dem Hochlande Santa Catharinas oder Paraná die Ereignisse von Canudos sich nicht wiederholen könnten, denn es sei ja sehr leicht, den Fanatikern beizukommen, — das Hochland habe eine Eisenbahn. Jetzt nach der großen Katastrophe von Faxinal do Irandi sind ihnen aber die Augen aufgegangen und sie lassen sich von Kennern der Gegend erzählen, daß Palmas eigentlich noch gefährlicher sei als Canudos. Wir waren von Anfang an dieser Ansicht. Ueber Palmas sagt ein Kenner der dortigen Gegend folgendes. Nach Palmas führen drei Wege. Der eine geht von Ponta Grossa über União da Victoria; von dieser Ortschaft kann man zu Pferde weiterreisen und kann der Ritt drei Tage dauern; der zweite Weg führt mit der Eisenbahn über Rio Negro nach Timbó und von dort fünf Tage lang nach Palmas zu Pferde und der dritte Weg führt durch Sta. Catharina bis Porto da União

mit der Bahn und nachher zu Pferde, welche letzte Strecke in sechs Tagen zurückgelegt werden kann. Man hat also die Wahl zwischen drei verschiedenen Wegen und schließlich ist es doch keine Wahl, denn jeder der genannten Wege ist eben so gefährlich wie der andere. Ob die Soldaten nun über Porto da União, União da Vitória oder Timbó gehen, überall haben sie ein schwieriges Terrain, überall große Steigungen und Abhänge. Und dabei hat der landeskundige Informant noch nicht bedacht, daß die Fanatiker ja gar nicht gezwungen sind, in Palmas zu bleiben; sie können sich nach der Serra da Fratura oder der Serra Alecrim wenden und dann dürfte es noch doppelt so schwer sein, ihnen beizukommen, weil das Terrain noch schwieriger und die Wege noch seltener würden. Den Banditen steht auch das weite Gebiet zwischen Rio Chapecó und Rio Tacutinga offen, den sie noch überschreiten können, um nach Rio Peperý Guassú zu gehen. Was nützt dann die östlich von Palmas vorführende Eisenbahn, wenn die zuverfolgenden Banditen zehn Tagereisen westlich von dieser Ortschaft sind. Es ist zu berücksichtigen, daß es sich nicht um Riograndenser Campanha handelt, auf der infolge der Ebene und des Waldmangels nur in seltenen Fällen eine Ueberrumpelung möglich ist. Auf allen den hier genannten Wegen ist es kaum möglich, daß zwei oder drei Mann neben einander reiten. Die Pfade sind dazu zu eng; man muß hintereinander reiten, und wenn eine Militärkolonne sich auf diese Weise bewegt, dann ist es den Banditen nicht schwer, ihr den Weg abzuschneiden und den Rückweg zu sperren — was hauptsächlich dann der Fall sein kann, wenn sie auf der einen Seite einen Abgrund und auf der anderen eine steile Wand haben, was in jenen Gegenden keine Seltenheit ist. Das Faxinal do Irany, wo am 21. das mörderische Treffen stattfand, ist noch lange nicht die gefährlichste Gegend, obwohl sie auch schon sehr reich an Schlupfwinkeln, Felsen Schluchten und Waldungen ist. Die größte Gefahr beginnt dann, wenn die Fanatiker sich nach Westen rückwärts konzentrieren, was sie jedenfalls auch tun werden, denn sie sind von Campos Novos, wo sie zuerst auftauchten bereits in Irany angelangt. —

Die Fanatiker haben um 5½ Uhr morgens die den Marsch aufnehmenden Soldaten überrumpelt. Das Maschinengewehr, das die Truppe mit sich führte, konnte nicht in Tätigkeit gesetzt werden, weil es am Tage vorher beim Transport etwas beschädigt und noch nicht ausgebessert worden war. Das Maschinengewehr hätte den Soldaten auch nichts genutzt, denn die Schlacht fand im Walde statt und wurde die Truppe von allen Seiten angegriffen. Der Kampf soll einige Stunden gedauert haben, aber auch das klingt wenig glaubhaft. Die Verluste der Fanatiker werden mit 120 Mann angegeben. Wieviel Polizeisoldaten aus der Wallstatt geblieben, das wird noch immer verheimlicht, aber die Vermutung ist sehr berechtigt, daß von denen, die den Marsch mitmachten, nur ein paar Mann entkommen sein können und zwar nur die, die sich an der Spitze des Zuges befanden und schnelle Pferde ritten. Diese konnten an den angreifenden Caboclos vorbei; die Unberittenen hatten dagegen keine Rettungsmöglichkeit, denn die Caboclos gaben keinen Pardon und sie hatten, als Ueberfallende, natürlich ein solches Terrain ausgesucht, das ihnen die meisten Vorteile gewährte und die Feinde benachteiligte. — Wohin die Fanatiker sich nach der Schlacht gewandt, ist unaufgeklärt.

Ueber die Maßnahmen der Bundesregierung verlautet, daß von Paraná 700 und von Rio Grande do Sul 1400 Mann nach dem Aufstandsgebiet abmarschiert sind. Numerisch würde diese Streitmacht

mehr als hinreichen, um die Fanatiker zu unterwerfen und die Bewaffnung ist entschieden besser, aber das ist noch nicht alles — das Terrain ist wieder den anderen günstig und wir halten es für unangebracht jetzt schon von der Möglichkeit eines leichten Sieges zu sprechen.

## Aus dem unbekannten Brasilien

Das furchtbare Ereignis von Faxinal do Irany hat Brasilien wieder einmal an eine Aufgabe erinnert, die zu erfüllen die Regierungen bisher sträflicherweise vergessen haben. In seinem Reform- und Verschönerungseifer hat Brasilien noch gar nicht daran gedacht, daß es auch noch andere Probleme zu lösen hat. Zu diesen gehört auch die Hebung des Hinterlandes. Für diese Aufgabe haben die Regierenden noch nie ein ernstes Interesse verraten und von den Regierten haben vielleicht die wenigsten daran gedacht, daß eine solche Aufgabe überhaupt existiert. Man läßt hier von ausländischen Wanderrednern für gutes Geld und gute Bewirtung bestätigen, daß die Brasilianer, ob sie nun weiß, gelb, rot oder schwarz sind, zu den echtesten „Lateinern“ gehören und an der Spitze der Zivilisation marschieren, und damit ist man zufrieden. Kommt dann eine Katastrophe wie die von Canudos oder die von Faxinal do Irany, dann fällt man wie aus den Wolken und weiß nicht, was man dazu sagen soll.

Wir, die wir in der deutschen Sprache für ein deutschsprechendes Publikum Zeitungen schreiben, gelten bei den landessprachlichen Kollegen in der Regel als „jornalistas estrangeiros“ und man setzt bei uns, ohne sich davon zu überzeugen, voraus, daß wir „ignorantes em materia“ sind, und doch haben wir schon oft die Wahrnehmung machen können, daß wir „estrangeiros“ unsere stolzen Kollegen oft sowohl in der Politik als auch in der Heimatkunde noch etwas belehren können. So war es auch jetzt mit dem Aufstand der Fanatiker auf dem catharinenser Hochland der Fall. Wir „estrangeiros“ wußten aus eigener Anschauung zu schreiben; die meisten unserer Kollegen mußten aber Interviews veranstalten, um nach dem Anhören der weitläufigen Erklärungen von der Sache ebenso wenig zu wissen wie vorher. Diese Feststellung soll nur dazu dienen, unser Unterfangen zu rechtfertigen, wenn wir uns über die Vorgänge auf dem paranaenser resp. catharinenser Hochlande ein Urteil erlauben.

Zu den konventionellsten Lügen unserer Gesellschaft gehören die Behauptungen, daß die Brasilianer erstens Lateiner und zweitens Katholiken seien. Sie sprechen wohl eine Sprache, die zu dem romanischen Stamme gehört, sind aber doch in der bei weitem überwiegenden Majorität Nicht-Arier; sie sind katholisch getauft und besuchen alle Jubeljahre einmal eine katholische Kirche, stehen aber deshalb der katholischen Kirche doch so fern wie nur möglich. Der Städter ist europäisiert und er hat unstreitig viel von der lateinischen Kultur sich angeeignet; der Inländer, der Bewohner der ausgedehnten Sertões, Serras und Campos, hat aber diese Kulturstufe noch lange nicht erklommen, er hat noch viele Sitten und Gewohnheiten bisher beibehalten, die er von seinen Vorfahren echt amerikanischen Stammes geerbt. Der Städter ist in der Regel trotz der Kirchen, die er unterstützt, trotz der Standarten, die er in Prozessionen durch die Straßen trägt, und trotz des Christusbildes, dem er gegen Gesetz und Verfassung die Zulassung in den Schwurgerichtssaal verschafft, ungläubig oder zum mindesten akkathol-

lisch; der Inländer hat dagegen an der Stelle des Unglaubens den Aberglauben, so daß man nur mit einigen Serranos oder Gauchos zu sprechen braucht, um einen kleinen Einblick in eine uns ganz fremde Anschauungs- und Geisterwelt zu gewinnen. Bei der rein äußerlichen Berührung mit der Zivilisation haben die Naturkinder noch nicht das verloren, was sie von ihren Vorfahren geerbt, und wenn der Tropeiro von der Serra des Abends am Lagerfeuer ausruhend Geschichten erzählt, wie sie der Verfasser dieses Artikels als Kind sehr häufig mit anhören konnte, dann kommt er ohne diese fremden Geister nicht aus, die weder das Christentum noch die alte Mythologie jemals gekannt. Er spricht von geheimnisvollen Wesen und geheimnisvollen Kräften; von einem Tier, das ganze Waldstrecken umrennt, von einem merkwürdigen Stein oder einem kleinen Hügel, um die der Reisende kreisen muß, bis er in totaler Ermüdung umfällt und stirbt. Zu dem amerikanischen Aberglauben ist noch der afrikanische getreten. Die von den Portugiesen ihrer Heimat ent-rissenen Schwarzen sind als Sklaven nach dem Innern gekommen, dort haben sie mit den Nachkommen der Urbewohner dieses Landes zusammen gelebt und ihnen die afrikanischen Sagen gelehrt. Welche Elemente des dunklen Volksglaubens nun amerikanisch und welche afrikanisch sind, das festzustellen ist die Sache der Religionsforscher und gehört auch nicht hierher, denn uns interessiert nur das, daß die Serranos, Gauchos und Jagunços oder wie sie alle heißen mögen, in ihren mythologischen Anschauungen weit davon entfernt sind, zu den guten oder schlechten Christen gezählt werden zu können.

Aus diesen ungebildeten, ja unzivilisierten Leuten setzt sich das Publikum der „Monges“ zusammen, die immer wieder auftauchen und wenn auch nicht jedesmal der öffentlichen Sicherheit gefährlich, so doch schon insofern schädlich werden, daß sie mit ihren Kräutlein und Sprüchlein viele Menschen zu Tode kurieren. Diese „Monges“ sind trotz der christlich klingenden Bezeichnung, und obwohl sie den Namen Jesus Christus im Munde führen, nichts anderes als die Nachfolger der „Mandingueiros“, der Zauberer, die bei den Urbewohnern zugleich Priester und Heilkünstler waren, und deshalb ist es nicht zu verwundern, daß der von ihnen aufgestachelte Fanatismus sich ganz anders äußert als der übertriebene Eifer der christlichen Sekten. Diese befehden die Andersgläubigen und wo nur eine Sekte vorhanden ist, dort erschöpft sich der überhitzte religiöse Eifer in der Askese; bei der Sertõesbewohnern ist es anders, sie schließen sich von der übrigen Welt ab und bilden ein Reich für sich. Ihr Fanatismus wird aber auch kriegerisch, indem sie die Grenzen ihres Gebietes erweitern wollen. Bekehrungsversuche werden, wie aus den Schilderungen von Augenzeugen hervorgeht, nach der Konstituierung der „Gemeinde“ nicht gemacht; die Fanatiker fühlen keinen Missionärsberuf in sich, dagegen werden die alten kriegerischen Instinkte in diesen Leuten wach und der Nachbar wird entweder vertrieben oder ermordet. Der christliche Fanatiker würde zuerst als Proselytenmacher auftreten und bevor er den Leib mordet, die Seele zu retten versuchen; bei den Anhängern des „Monge“ unterbleibt der Versuch und der brutale Angriff ist die erste Äußerung.

Es ist auffällig, daß der christliche Missionseifer, der die Apostel der Religion nach China und Zentralafrika führt und Boxeraufstände provoziert, vor der Serra und dem Sertão Halt gemacht hat. Seit der Vertreibung der Jesuiten durch Pombal haben die Priester sich um die Bewohner des unbekann-

ten Brasilien recht wenig gekümmert. Wenn zur Zeit des Kolonialreiches Priester nach dem Sertão kamen, dann waren das in der Regel Leute, die für den Dienst der Kirche nicht mehr taugten, und unter dem Kaiserreich war es nicht besser. Ein klassisches Beispiel davon, wie die christlichen Missionäre im tiefen Innern das Evangelium predigten, erzählt Euclydes da Cunha in seinen „Sertões“ (3. Auflage, Seite 148). Im Jahre 1850 erschienen in Cariry Missionäre und diese hatten nichts anderes zu sagen, als den baldigen Untergang der Welt zu predigen, wobei sie Briefe Gottes vorwiesen, die das Ende aller Dinge in Aussicht stellten. Das Resultat dieser Mission war, daß die Bewohner der Ortschaft ihre Wohnungen verließen und als Büsser in die Wüste zogen. Da sie aber schließlich doch essen mußten, so wurde aus den Büssern eine regelrechte Räuberbande, die, Schrecken verbreitend, durch den Sertão zog. Die famosen Missionäre gingen weiter und predigten anderswo dieselbe Lehre. Als die Räubereien zu sehr überhand nahmen, sandte die Regierung Soldaten nach der bedrohten Gegend und die armen Verführten wurden schonungslos niedergesäbelt.

Jetzt ist es in religiöser Hinsicht etwas anders geworden, aber man kann doch noch von Verwahrlosung sprechen, denn der Klerus kümmert sich wohl um die Estancieiros, aber nicht um das niedrige Volk, das zwar nicht mehr so wie früher zum Narren gehalten, dafür aber auf seinem geistigen Tiefstand belassen wird.

Die geistige Verwahrlosung ist das Grundübel, aber für den speziellen Fall, um den es sich jetzt handelt, kommt noch etwas in Frage, was allerdings auch mit derselben Verwahrlosung in ursächlichem Zusammenhange steht, das aber, als gegenwärtige Gefahr, nicht mehr mit denselben Mitteln bekämpft werden kann, die sich gegen die Verwahrlosung empfehlen. Es ist dieses das Banditentum, das die Sertões verwüstet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diejenigen, die aus Trägheit oder falscher Berechnung die Bewohner des Inlandes auf einer so niedrigen Stufe beließen, daß Euclydes da Cunha in seinem zitierten Werke von ihnen sagen kann: „Sie stehen uns ferner als der fremde Europäer, denn von diesem trennt uns nur der Ozean, von dem Sertanejo aber drei Jahrhunderte“, dafür verantwortlich zu machen sind, daß auf dem Sertão das Banditentum sich etablierte und bis heute erhielt; aber man kann den wilden Gesellen gegenüber doch unmöglich die Taktik der Indianerapostel von Pouso Redondo beobachten. Man muß die Vergangenheit beklagen, aber wo eine Operation notwendig geworden ist, dort sollte man nicht zu schmerzlosen Mitteln greifen. Hierin haben die Riograndenser, die man mit Vorliebe Tyrannen nennt, so traurig es auch klingen mag, das Richtige getroffen, indem sie ihren Staat von dem Gesindel reinigten. Santa Catharina war dazu zu schwach, und Paraná? — dieser Staat war jahrelang einem Vicente Machado ausgeliefert, und das sagt mehr als genug. Viele von den Revolutionäre von 1893—95 blieben auf dem Hochlande. Sie behielten ihre Waffen und ihre Lust zum Vagabundieren und so bildeten sie von da ab eine beständige Gefahr für das ganze Hochland. Der mystische, geistig jedenfalls nicht ganz normale José Maria wurde ihr Berater. Im Jahre 1897 tauchte dieser „Prophet“ mit einer großen Schar seiner Banditen im Munizip Vaccaria, Staat Rio Grande do Sul, auf, aber es vergingen nur wenige Wochen, da hatte Coronel Bento Porto sie alle wieder zurückgejagt. Santa Catharina verpaßte die Gelegenheit, mit Rio Grande zusammenzuwirken, und so behielt es diese gefährlichen Elemente allein. Im Jahre 1903 ver-

suchten die Brüder Leão auf dem riograndenser Hochland eine Bande zu organisieren und brachten auch ein Häuflein zustande. (Der Verfasser hatte einmal das Vergnügen, in dem Räuberlager der besagten Brüder einige Stunden zu verbringen und mit den noblen Herren eine Portion Spießbraten zu verteilen.) Aber eines schönen Tages kehrte das gegen das Brüder-Trio ausgesandte Detachement Kavallerie mit der Kunde zurück, daß sie bei einem Fluchtversuch erschossen worden seien. Kein Hahn krächte danach und das Riograndenser Hochland hatte Ruhe. In den Grenzgebieten wurde, wie schon wiederholt hervorgehoben, die Reinigungsarbeit noch gründlicher verrichtet. Dort hatte die Revolution aber auch ein Gesindel hinterlassen, das mit den kurdisehen Räubern keinen Vergleich zu scheuen brauchte, und wenn João Francisco einen Fehler begangen hat, dann bestand derselbe nicht darin, daß er die Banditen mit dem Lasso jagen und umbringen ließ, sondern darin, daß er aus bisher noch nicht aufgeklärten Gründen einen gewissen João Nogueira dos Santos verschonte, der erst vor einem Jahre als zwölfjähriger Mörder in Montevideo gefangen und nach Rio Grande gebracht wurde, wo er, wenn wir uns nicht irren, auf dem Wege von Livramento nach São Gabriel spurlos verschwand. — Der Hauptwettermacher des catharinenser Hochlandes, Coronel Henrique Rupp, war anders geartet als die Riograndenser Caudillos und hatte auch nicht die materielle Macht, das Gesindel so radikal auszurotten, wie das hinter der Staatsgrenze getan wurde. Und dann kam noch der Grenzstreit mit Paraná. Die Gegend von Timbó, Canoinhas, Palmas, Irany usw. wurden ein Freiland; die beiden Staaten betrachteten das Gebiet als zu ihnen gehörig und ließen nicht zu, daß der andere dort die Polizeigewalt ausübte. Das war für die Banditen natürlich der allerbeste Schutz; dort oben fühlten sie sich sicher, dort vermehrten sie sich durch die Zuwanderung gleichgesinnter Elemente und das Resultat der kurzsichtigen Politik war die Katastrophe von Faxinal do Irany, die aber vielleicht nur die Einleitung zu einer Reihe schrecklicher Ereignisse ist.

Geistige Verwahrlosung und zu große Nachsicht sind die zusammenwirkenden Ursachen des großen Unglücks, und wenn für das eine ganze Geschlechter verantwortlich sind, so tragen für das andere die Verantwortlichen diejenigen, die die Banditen verschonten und mit ihnen sogar noch liebäugelten in der Meinung, vielleicht ihrer Dienste bedürfen zu müssen. Euclides da Cunha klagt wohl in seinem klassischen Werke, nachdem er von der Verwahrlosung gesprochen: „Entretanto enviamos-lhes o legislador Comblain; e esse argumento unico, inciso, supremo e moralizador — a bala“, aber manchmal ist der „Comblain“ und der „Mauser“ doch der einzige Gesetzgeber und die Kugel wirklich das einzige Argument. Und dieses ist auch jetzt wieder einmal der Fall. Das Blut aber komme über die ersten Schuldigen.

## Aus aller Welt.

Heiratsschwindeleien in großem Stil sind wieder einmal von der Berliner Polizei aufgedeckt worden. Der Hochstapler ist der frühere Schreiber Max Walter aus der Melancthonstraße, ein geschiedener Mann von 33 Jahren. Es war seine Spezialität, vornehm gekleidet, ein Monokel im Auge und eine Aktenmappe unter dem Arm, im Westen der Stadt die Cafés aufzusuchen, um hier mit jungen Damen Bekanntschaften anzuknüpfen.

Hier spielte er den Juristen, auch wohl den Mediziner, den Philologen oder auch Philosophen. „Arbeitete“ er im Norden oder Osten, dann wechselte er seinen Beruf, seinen Anzug und seine Handschuhe. Walter beschränkte sich auch nicht auf Caféhausbekanntschaften, sondern wandte sich auch an Damen, die durch Annoncen einen Mann suchten. Den größten Schwindel trieb er mit einem gefälschten Urteil, auf das er sich stets als Jurist berief. Er spiegelte den heiratslustigen Damen vor, daß er demnächst eine Staatsstellung antreten werde, lange genug habe er darum kämpfen müssen, bis ihm jetzt das Kammergericht Recht gegeben habe. Zum Beweise dessen legte er einen „Senatsbeschluss“ vor, nach dem der Reichsfiskus verurteilt wurde, ihm, Herrn Max Walter, 1300 Mark auszuzahlen und ihn außerdem als Beamten des Justizministeriums anzuerkennen und ihm demnächst entsprechende Stellung zu geben. Diese inhaltlich plumpe Fälschung war äußerlich so geschickt gemacht, daß sie überall Glauben fand. Auch die schwarz-weiße Schnur und der Stempel auf dem Aktenbogen fehlten nicht. Seine Opfer fand der Hochstapler in den verschiedensten Kreisen. In einem Falle betrog er Mutter und Tochter zu gleicher Zeit. Die Tochter war erst 15½ Jahre alt und konnte nicht viel Geld hergeben. Während sie eine kleine Erholungsreise machte, benutzte er die Gelegenheit, mit der Mutter anzuknüpfen, die von seinen Beziehungen zu ihrer Tochter nichts wußte. So wurden Mutter und Tochter unbewußt Rivalinnen. Endlich wurde Walter verhaftet. Die beschlagnahmte Korrespondenz enthält noch die Adressen von 50 Damen, mit denen er in Verbindung stand.

Liebeshungrige Kannibalen. Eine junge Amerikanerin Miß Ida Vera Simonton gibt in „Mac Millans Magazine“ einen traurigen Bericht über ihre Reise zu den Menschenfressern in Zentralafrika. Sie rühmt sich, die einzige weiße Frau zu sein, die ohne europäische Begleitung so weit vorgedrungen ist, und sie nimmt außerdem die Ehre für sich in Anspruch, die einzige Frau in der Welt zu sein, der die Auszeichnung zuteil geworden, von zwanzig Kannibalenkönigen zur Ehe begehrt worden zu sein. Den ersten Bewerber um ihre Hand traf Fräulein Simonton bei der Station Lambarenzo im französischen Kongo. Es war ein Häuptling namens Mkom, dessen Herz sie durch die mitgebrachten Geschenke im Sturm erobert hatte. Die Dame wußte nicht recht, wie sie sich aus der Affäre ziehen sollte; annehmen konnte sie den Antrag nicht gut, und andererseits fürchtete sie wieder, durch eine Ablehnung ihren gefräßigen Bewerber zu beleidigen. Da der Häuptling bereits zwölf Frauen sein eigen nannte, versuchte sie es, ihn durch die Erklärung der verhängnisvollen Bedeutung der Zahl 13 von seinen Heiratsgedanken abzubringen; ein Einwand, den der galante schwarze Verehrer indessen durch das Anbieten entkräftete, eine seiner 12 Frauen schlachten zu lassen. Das verdutzte Schweigen der ob dieser Lösung erschreckten Dame veranlaßte den pfiffigen Häuptling schließlich zu der Bemerkung:

„Aha, ich verstehe! Du weißt, daß du zu mager bist. Aber laß dir darüber keine grauen Haare wachsen. Wir haben ein famoses Mittel, der Schönheit zu Hilfe zu kommen!“ Er meinte eine Mastkur mit Bananen. Aber Fräulein Simonton ließ sich nicht versuchen, sondern verschwand ohne Abschied und setzte ihre Reise zu weiteren vierzehn menschenfresserischen Stämmen fort, deren Häuptlinge ihr ausnahmslos so begeisterte Huldigungen erwiesen, daß sie ihre liebe Not hatte, sich den Heiratsanträgen ihrer für Menschenfleisch schwärmenden Verehrer zu entziehen.

Das Schicksal eines ehemaligen Fremdenlegionärs kam in einer Verhandlung vor dem Schwurgericht des Landgerichts III in Berlin zur Sprache. Angeklagt wegen intellektueller Urkundenfälschung war der aus der Untersuchungshaft vorgeführte Schlächter Otto Weikert. Der Angeklagte hat ein abenteuerreiches Leben hinter sich. Er ließ sich als junger Mann zu verschiedenen Straftaten verleiten. Um einer Bestrafung zu entgehen, ergriff er die Flucht. Im Ausland geriet er den Werberrn für die französische Fremdenlegion in die Hände. Er trat anfangs der neunziger Jahre in die Fremdenlegion in Algier ein, in der er große Mühsale und Entbehrungen durchmachen mußte. Hier lernte er den früheren Graveur Wilhelm Huhn kennen, der bei dem Gardejägerbataillon gedient hatte, dann aber nach kurzer Zeit desertiert war. Zwischen beiden entstand ein freundschaftliches Verhältnis, das durch eine Episode im Kampf gegen einen Kabysienerstamm, noch bestärkt wurde. Der Angeklagte rettete, wie er angab, seinem Freund während des Kampfes das Leben. Nach fünfzehnjähriger Dienstzeit in der Fremdenlegion wurden beide entlassen, nachdem sie vorher noch den Chinafeldzug als französische Soldaten mitgemacht hatten. Sie trafen sich dann in Paris wieder. Hier erzählte Huhn seinem Freund, daß er gern in seine Heimat zurück möchte; er fürchte sich aber nach Deutschland zurückzukehren, da er dann sofort verhaftet und wegen seiner Fahnenflucht verurteilt werden würde. Der Angeklagte erbot sich, für seinen Freund die Strafe abzusitzen. Huhn versprach ihm für diesen Dienst zweitausend Franken, mit denen er sich eine neue Existenz gründen könne. Beide wechselten die Legitimationspapiere und Weikert stellte sich in Welschbillig bei Trier den deutschen Behörden. Er wurde unter dem Namen „Huhn“ wegen Fahnenflucht zu sieben Monaten Gefängnis verurteilt, die er im Garnisongefängnis Spandau verbüßte. Er machte sich dadurch der intellektuellen Urkundenfälschung schuldig, da er sich unter dem Namen Huhn in das Gefangenenregister eintragen ließ. Weikert ging dann nach Paris zurück und traf dort mit seinem Freund Huhn zusammen. Dieser vergalt jedoch jenen Freundschaftsdienst mit Undank. Er weigerte sich, die versprochenen 2000 Franken zu zahlen und bot ihm nur 500 Franken. Ueber diese Undankbarkeit entrüstet, drohte der Angeklagte, daß er sich dann freiwillig den deutschen Behörden stellen werde, um Huhn auf diese Weise die ersohnte Rückkehr unmöglich zu machen. Weikert stellte sich auch tatsächlich an der deutschen Grenze in Zabern der Behörde und mußte sich nun auf Grund seines eigenen Geständnisses vor den Geschworenen verantworten. Rechtsanwalt Dr. Gronemann bat die Geschworenen in der Verteidigung, dem Angeklagten die mildern Umstände nicht zu versagen, da dieser jetzt den festen Entschluß gefaßt habe, unter sein bisheriges Leben einen Strich zu ziehen und ein ordentlicher Mensch zu werden. Das Gericht kam diesem Wunsche auch in dem Urteil nach, denn es erkannte nur auf neun Monate Gefängnis unter Anrechnung von sechs Monaten der zugebrachten Untersuchungshaft.

Die Modernistenhatz. Eine neue schwere Maßregelung eines Modernisten ruft in Italien peinliches Erstaunen hervor. Zu den besten, lautersten und hervorragendsten Männern der römischen Kirche gehörte der nicht allein als Seelsorger und hinreißender Prediger, sondern auch als Danteforscher bekannte Barnabitenpater Semeria. Nachdem es den Jesuiten gelungen war, den des Modernismus verdächtigen Geistlichen zunächst in der Presse und Literatur völlig zum Schweigen zu bringen und ihm

das Verbot der Veröffentlichung irgend welcher weiterer Werke aufzuerlegen, haben sie nunmehr die Exilierung Semerias aus Italien beim Vatikan durchgesetzt. Trotz lebhafter Fürsprache mehrerer Kardinäle hat der Kardinalstaatssekretär Merry del Val die Strafversetzung des trefflichen Priesters nach Belgien verfügt.

Vom deutschen Heer. Die nunmehr veröffentlichten Ausstellungen über die Etatsstärke des deutschen Heeres und der deutschen Marine für das laufende Jahr ermöglichen es, mit einiger Genauigkeit auch den Stand nach dem neuen Heeresgesetz, zur Zeit seiner vollen Wirkung, festzustellen. Gegenwärtig hat das deutsche Heer eine Friedensstärke von insgesamt 656.144 Mann; nämlich 27.267 Offizieren, 90.416 Unteroffizieren; 531.001 Gemeinen; dazu die Sanitätsoffiziere, Veterinäre, Zahlmeister und Militärhandwerker, zusammen noch 7000 bis 8000. Der Friedensetat der Marine beträgt 64.525 Mann; darunter 3337 Offiziere, Ingenieure und Marinezahlmeister, 2710 Deckoffiziere und 43.449 Gemeine. Hinzu kommen für Heer und Marine noch etwa 15.000 Einjährige, so daß die Gesamtzahl rund 735.000 beträgt. Das Gesetz von 1912 bemißt die im Jahre 1916 zu erreichende Heeresstärke auf 544.000 Mann (Gemeine), das sind 13.000 Mann mehr als gegenwärtig. Die Zahl der Offiziere wird sich dementsprechend noch um etwa 700, die der Unteroffiziere um 2000 zu steigern haben; im ganzen beim Heere eine Vermehrung um etwa 17.000 Mann über den gegenwärtigen Etat. Die Marinemannschaft wird um 3000 bis 4000 Köpfe jährlich vermehrt. Für 1916 ist also eine Gesamtstärke von annähernd 79.000 Mann zu erwarten. Der Etat für 1916 würde demnach umfassen: 673.000 (Heer) plus 79.000 (Marine) plus 15.000 (Einjährige): im ganzen 767.000. Man kann also den französischen Blättern, die das deutsche Heer (ohne Marine) nach dem neuen Gesetze auf 700.000 Mann berechneten, keine allzustarke Uebertreibung vorwerfen; tatsächlich sind es mindestens . . . 687.000 Mann. Der jährlich erforderte Ersatz kann für die Zeit der vollen Wirksamkeit des neuen Heeresgesetzes auf 310.000 (mit Einschluß der Einjährigen) angenommen werden. Da von den im Jahre 1895 Geborenen männlichen Geschlechts um 1916 rund 600.000 als Einundzwanzigjährige leben werden, bedeutet das die Einberufung etwa der Hälfte aller Gestellungspflichtigen.

Automobile für Cafégäste. Ein unternehmender Wiener Caféhäusbesitzer hat einen schlauren Gedanken gehabt, mit der er die Räume seines Lokals füllen will. Vom Oktober an werden den Gästen täglich eigene Autos zur Verfügung gestellt, um diese gegen eine Gebühr von einer Krone vom Caféhäus in ihre innerhalb der Stadt gelegenen Wohnungen zu bringen. Das ist eine echt Wienerische Erfindung! Der Wiener lebt ja bekanntlich fast den größten Teil seines Lebens im Caféhäus. Es ist ihm nicht selten Erholungsort und Arbeitsstätte zugleich. Erzählt man sich doch von einem Wiener Caféhäusgast, er habe einmal den Kellner aufgefordert, ihm seinen Platz auf einen Moment zu reservieren: „Ich muß erst mal nach Hause, um mit meiner Frau Kaffee zu trinken. . . .“

Die größte Kuppelhalle der Welt. Als die deutsche Stadt, von der die ganze deutsche Freiheitsbewegung ausging, gedenkt Breslau die Jahrhundertfeier der Befreiungskriege in besonders grossem Umfange festlich zu begehen. Den Mittelpunkt der Veranstaltungen soll eine historische Ausstellung bilden, die Fürsten und Staatsmänner, Sänger und Krieger, Uniformen und Waffen in buntester Mannigfaltigkeit zeigen soll. Der Bau einer massiven

Festhalle, die einen Kostenaufwand von 2 Mill. Mk. erfordert und die 10.000 Menschen faßt, wird in der nächsten Zeit begonnen werden. Die Festhalle wird mit einer Kuppelspannung von 65 Metern die größten Kuppelbauten der Welt, die Hagia Sophia und das Pantheon bei weitem übertreffen.

Große Ueberschwemmungen in Ungarn. Die Ortschaften Etschdorf, Maroshewiz, Disznajo, Gernyeszeg, Haseldorf, Palota-Ilva und Magyar-Regen sind überschwemmt. Bei Palota-Ilva wurde der Eisenbahndamm in einer Länge von 200 Meter fortgeschwemmt. Bei Haseldorf riß das Wasser 300 Meter des Eisenbahndammes fort und überschwemmte das Dorf. Die ganze Gegend zwischen dem Marosflusse und dem Goergenybache steht unter Wasser. Der Eisenbahnverkehr ist eingestellt. In Etschdorf sind zahlreiche Häuser, in Gernyeszeg die Hälfte der Häuser eingestürzt. Die Einwohner flüchteten.

Ein berühmtes Gasthaus eingeäschert. Aus Bozen wird berichtet: Das vielen Tirolfahrern wohlbekannte und auch aus der Zeit der Franzosen-Kriege denkwürdige Gasthaus Unterau im Eisaktale ist niedergebrannt. Drei Soldaten wurden bei den Löscharbeiten schwer verletzt.

Die Entdeckung einer unterirdischen Stadt war das Ergebnis von Ausgrabungen, die in den Bädern des Caracalla bei Rom vorgenommen wurden. U. a. wurde ein Tempel zu Ehren des persischen Gottes Mithras aufgefunden, ferner gutgepflasterte Straßen, eine Bibliothek und viele Statuen.

Schwere Unwetter auf Sizilien. Ueber die Stadt Palermo und andere sizilianische Städte ist ein schweres Unwetter niedergegangen. In vielen Straßen stand das Wasser einen Meter hoch. Eine Anzahl Personen, die sich in Lebensgefahr befanden, konnten nur mit Mühe gerettet werden. Der Ausbruch des Stromboli dauert fort. Es ist eine neue Oeffnung des Kraters entstanden, durch die große Massen Asche herausgeschleudert werden. Die ganzen Weinberge sind dadurch zerstört worden. In vielen Ortschaften ist die Erde gänzlich mit Asche bedeckt.

Eine furchtbare Wahnsinnstat. Der ehemalige städtische Trierarzt Ceornodole in Bukarest (Rumänien) hat in einem Anfall von Geistesstörung seine Frau und seine beiden Kinder im Bett mit Petroleum übergossen und angezündet. Alle drei kamen in den Flammen um.

74 Stunden am Klavier. In der „Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung“ lesen wir: Eine furchtbare Veranstaltung haben die Einwohner von Potehstroom über sich ergehen lassen müssen. Der 23jährige südafrikanische Pianist Wilhelm Bendell hatte es unternommen, den Weltrekord für Klavierspiel zu brechen. Dieses scheußliche Vorhaben ist ihm in der Tat gelungen. Dieser unbarmherzige Barbar hat es fertig gebracht, vierundsiebzig Stunden lang ununterbrochen am Klavier zu sitzen. Eine ungeheure Volksmenge füllte den Platz vor dem Saal und stimmte begeistert in das „Rule Britannia“ ein, mit dem der Klavierrekord—held seine Vorführung beendete. Die Redaktion des „Arizona-Kickers“ würde vielleicht zu dieser Nachricht folgende Anmerkung machen: Der ruhmreiche Wilhelm Bendell soll uns nur einmal in unserem gesegneten Staat über den Weg laufen. Es würde dann auch der Weltrekord im Durchprügeln gebrochen und unsere tapferen Mitbürger würden nicht versäumen, den rasenden Tastenburschen so mit Kugeln zu durchlöchern, daß er durchsichtig wird wie eine Glasscheibe.

Neuestes aus der Schweiz. Auf den Vorschlag des schweizerischen Bundesrates und nach

Genehmigung durch die englische Regierung ist, durch ein Dekret des Khedive von Aegypten, Francis Peter, zurzeit Untersuchungsrichter in Genf, als Richter an den internationalen Gerichtshof in Aegypten berufen worden.

— Das in Luzern stationierte Luftschiff „Parseval 6“ unternimmt Tages- und Nachtfahrten über den Vierwaldstättersee mit Passagieren. An verschiedenen Fahrten nahmen bis zu 10 Personen teil.

— Orkanartige Stürme haben in den Obstgärten riesigen Schaden angerichtet, namentlich in den Kantonen Aargau und Bern, wo eine Masse unreifen Obstes von den Bäumen geschüttelt wurde.

— Am 3. September ist in den Appenzeller Bergen bis auf 1100 Meter herunter Schnee gefallen.

— Zwischen der Toggenburger Bank und der Bank Winterthur ist eine Fusion zustande gekommen; es wird ein neues Institut mit 35 Millionen Franken Aktienkapital errichtet.

— Vom 8. bis 10. November findet in Neuenburg der sozialdemokratische Parteitag der Schweiz statt. Haupttraktanden sind: die Lebensmittelzölle und Maßnahmen gegen die Teuerung, das Frauenstimmrecht und das Bildungswesen.

— Im Jahre 1911 besuchten 4791 deutsche und 1313 französische Handlungsreisende die Schweiz. Deutsche Waren wurden für 320 Millionen Franken eingeführt, französische nur für 86 Millionen.

Neues aus der Schweiz. Ein starker Ausbruch der Maul- und Klauenseuche hat in Cortèbert bei Courtelary stattgefunden, wahrscheinlich infolge Einschleppung aus Frankreich. 70 Stück Rindvieh sind befallen.

— Der Weinbau im Aargau geht stark zurück, besonders in der Gegend von Kuttigen.

— Dies Jahr wird der Most sehr billig sein. Früher Most wurde zu 18 Franken pro 100 Liter offeriert.

— Die letzte Betriebszählung ergab in der Schweiz 571.608 Betriebe, 259.659 landwirtschaftliche, Jagd, Fischerei und Bergbau, 200.614 Industrie, Gewerbe und Hausindustrie, 83.103 Handel, 14.209 Verkehr, 14.023 freie Berufsarten. Das Betriebspersonal beträgt 1.851.902 Personen, darunter 721.942 weibliche.

— Das in viereinhalbjähriger Bauzeit errichtete große Kraftwerk Augst-Wyhlen ist dem Betrieb übergeben worden. Es ist ein imposantes Werk, das 30.000 bis 40.000 Pferdekkräfte zu produzieren vermag und nicht nur das Elektrizitätswerk Basel mit Kraft versorgt, sondern auch noch Strom an Basel-Land liefert, ferner nach Teilen der Kantone Bern und Solothurn, des Elsaß und des Großherzogtums Baden. Basel erhofft von der Eröffnung der Augster Kraftanlage eine Hebung des wirtschaftlichen Lebens.

— Die schweizerische Maschinenindustrie hat sich pro 1911 tüchtig erholt und in Ein- und Ausfuhr den höchsten Betrag seit 1906 erreicht. Gegenüber 1910 nahm die Gesamteinfuhr von Maschinen um 3,1 Millionen Franken, die Ausfuhr um nahezu 13 Millionen oder 15,7 Prozent zu. Der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr beträgt 44,2 Millionen Franken gegen 34,7 Millionen im Vorjahre.

— Der Bericht des Zürcher Stadtrates über den Generalstreik kommt zum Schluß, daß städtische Angestellte und Arbeiter besondere Pflichten gegen die Gemeindeverwaltung haben und diese nicht ungestraft verletzen dürften. Die städtische Rechnungskommission hat gegen die Stimme der 3 Sozialdemokraten beschlossen, auf die Vorlage des Stadtrates für Ausrichtung von Teuerungszulagen an die städtischen Beamten, Angestellten und Arbeiter mit Rücksicht auf den Generalstreik zurzeit nicht einzutreten.

# Feuilleton

## Die Auferstandenen.

Roman von Richard Voß.

(7. Fortsetzung.)

Was diese Art von Menschen für Manieren hat! dachte die Fürstin. Aber es ist interessant, auch das kennen zu lernen. Sie nahm die Lorgnette und betrachtete den jungen Terroristen genau. Er gefiel ihr ungemein, selbst sein zynisches Lächeln, mit dem er ihren Blicken begegnete, hatte einen gewissen Reiz für sie. Mit diesen blonden Locken, dem rosigen, schönen Gesicht, den weichen, roten Lippen und einem Geist, der vor nichts zurückscheute, war es jedenfalls ein Mensch, dessen nähere Bekanntschaft zu machen lohnen konnte. So sagte sie denn, seinen Blick erwidern: „Verfügen Sie über mich.“

„Sie wollen es wagen?“

„Ja.“

„Dann kommen Sie diesen Abend her. Wera Iwanowna wird hier sein und — Boris Alexeiwitsch.“

„Das ist mir sehr gleichgültig; aber ich werde kommen.“

Wladimir Wassilitsch lächelte.

### Vierzigstes Kapitel.

Wenn Boris Alexeiwitsch sich in der letzten Zeit seiner Lieblingsbeschäftigung, der Selbstanalyse mehr als je hingab, so mußte er sich das Geständnis machen, daß er sich nicht mehr begriff. Ähnlich wie bei Anna Pawlowna, entsprang die heftige Neigung, die ihn für Wera ergriffen, einem letzten Rest von Sehnsucht nach den Idealen der Menschheit. Beide waren sich dessen wohl bewußt, beide reflektierten darüber und freuten sich ihrer Empfindung. Doch bestand zwischen ihnen der große Unterschied, daß sich die Frau aus Widerwillen gegen ihre sittlich verpestete Umgebung dem Volke zuwendete, während Boris Alexeiwitsch vor sich selbst und seinem eigenen angefaulten Leben Ekel empfand. Bei beiden entwickelten sich indessen die Dinge ganz anders, als sie selbst vermutet hatten. Anna Pawlowna wollte sich zu ihrem ehemaligen Leibeigenen wie eine Gottheit hinabneigen und stürzte dabei selbst zu Saschas Füßen; Boris Alexeiwitsch' erschlafte Sinne wurden durch Weras stolze Schönheit gereizt; er hoffte auf ein Abenteuer von außergewöhnlichen Aufregungen begleitet und verfiel dem Banne einer Leidenschaft, welche die erste wahre und starke Empfindung seines Lebens war.

Gern erinnerte er sich jenes einen Augenblicks der Rührung über sich selbst. Er grübelte darüber nach, und ruhte nicht eher, als bis er entdeckte, daß das Gefühl, welches er an jenem Abend gezeigt hatte, aufrichtig gewesen, daß er in Wahrheit der bessere Mensch sei, als welcher er damals zu Wera geredet. Er sah sie, wie sie in dem Arbeitszimmer der Nihilisten vor ihm gestanden, von dem blassen Schimmer der Frühlingsnacht umflossen, ihr schönes Gesicht zu dem seinen aufgehoben, mit dem Ausdruck, wie er ihn bei einer Frau noch nie gesehen. Wenn er an ihren Blick, an den Glanz ihrer Augen dachte, entwich aus dieser verlotterten Seele jede gemeine Regung. Gleich einem guten Engel folgte ihm ihr begeisterter, feierlicher Blick, ihm die Versicherung gebend: Mein Seelenheil würde ich lassen, das deine zu retten.

Er versuchte anfangs, sich dem Zauber zu entziehen, er verhöhnte sich selbst, er setzte sein altes Leben fort, um eines Tages gänzlich damit zu brechen. Ja, er legte sich das Schwerste auf, indem

## Pianos *Blüthner*

das beste deutsche Fabrikat

Alleinige Vertreter für den Staat São Paulo:

Barbosa & Luechesi

Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO.

er es vermied, Wera wiederzusehen. Sie sollte vor ihm verschont bleiben, sie durfte nicht von ihm gestört werden, sie, die Reine, durfte nicht so jämmerlich untergehen. Denn das stand bei Boris Alexeiwitsch fest, daß es nur von seinem Willen abhing und sie wäre die Seine und wurde von ihm zugrunde gerichtet. Daß er das nicht wollte, daß er zauderte, es zu wollen, rechnete er sich hoch an.

Doch schon nach wenigen Tagen war er wieder bei ihr. Er nahm sich vor, stark zu sein und der brüderliche Freund des seltsamen Mädchens zu bleiben. Ihr Einfluß sollte ihn wandeln, er wollte ihr folgen, wohin sie ihn führte, an das Herz des Volkes, das ihm zugleich mit dem ihren entgegen schlug.

Es war ein wunderlicher Zustand, darin sich die beiden befanden. Boris, von seinen wechselnden Stimmungen aus einer Empfindung in die andere gejagt; Wera ruhig, klar, sicher, von dem festen Willen getragen, auch diese Aufgabe zu erfüllen und den Vetter Anna Pawlownas für die Sache des Volkes zu begeistern. Einigemal hatte er ihr Blumen mitgebracht; sie sah ihn jedoch so erstaunt an, daß er sich verwirrt abwandte und fortan mit leeren Händen zu ihr kam. Sehr beunruhigte ihn, daß diesem Mädchen gegenüber ihn seine ganze Unterhaltungskunst im Stich ließ. Er saß da und hörte ihr zu, die niemals um Worte verlegen war. Was sie ihm erzählte, wie sie es ihm erzählte, ergriff ihn. Es waren Erlebnisse aus dem Dorfe, die kleinen Freuden des Volkes, seine großen Leiden. Anderes vom Leben wußte sie nicht. Mit demselben Eifer, mit dem sie in Eskowo versucht hatte, den Kindern von ihren dürftigen Kenntnissen mitzuteilen, bemühte sie sich jetzt, diesen lebenssatten Elegant in der Redeweise des Volkes zu unterrichten, in der Sprache, von der Boris Alexeiwitsch nicht einmal das A b c verstand und nimmer verstehen würde.

Aber er war wenigstens begierig, zu lernen, sich von ihr belehren zu lassen. Sie bemerkte diesen Erfolg und wurde dadurch zu immer größerem Eifer angespornt. Das gab ihrem Wesen einen neuen Reiz, sie wurde liebenswürdig. Ihre Gedanken beschäftigten sich viel mit Boris. Er hatte ihr und dem Volke Böses zugefügt und sie ihn dafür gehaßt, ihn für schlecht und schändlich gehalten, für ihren und des Volkes schlimmsten Feind; da mußte sie plötzlich entdecken, daß er besser sei als sie geglaubt, um vieles besser! Das quälte sie unsäglich. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, übereilt und ungerecht geurteilt zu haben, sie fühlte sich schuldig und legte sich für ihre Schuld strenge Buße auf. Wenn ihr hinfort an Boris Alexeiwitsch etwas mißfiel, wenn sie sich durch eine leichtfertige, ihr unverständliche Äußerung abgestoßen fühlte, so klagte sie sich nun selbst an, dachte an das Unrecht, welches sie ihm in Gedanken zugefügt, entschuldigte ihn und zeigte ihm ein immer milderer Gesicht, ein immer freundlicheres Lächeln.

Trotzdem konnte sie nicht verhindern, sich vor

seinem Kommen zu fürchten, unruhig zu werden, wenn sie seinen Schritt hörte, erleichtert aufzuatmen, wenn er ging. In seiner Gegenwart half sie sich dadurch, daß sie mit ganzer Seele tat, was zu tun sie sich vorgenommen. Das nahm ihr ihm gegenüber jede Befangenheit.

Zuweilen erschien bei diesen Besuchen Natalia Arkadijewna, ein Umstand, der Wera jedesmal stumm, Boris Alexeiwitsch dagegen jedesmal aufgeregt gesprächig machte. Die zarte, gebrechliche Gestalt mit dem feinen, durchgeistigten Gesicht flößte beiden Scheu ein. Ueberdies fühlte sich Boris von Natalia erkannt. Und hatte er sie ihrer abgeschnittenen Haare und ihrer volkstümlichen Wäsche wegen, schon immer unerträglich gefunden, so glaubte er jetzt alle Ursache zu haben, sie für seine Feindin zu halten.

An demselben Tage, an dem die Fürstin Danilowsky ihren Besuch in der Preobraschenskaja-Vorstadt machte, waren die beiden wieder beisammen. Wera fühlte sich beunruhigt. Seit Tagen hatte sie weder von Sascha noch von Anna Pawlowna etwas gesehen oder gehört. Die Dienstboten zeigten ihr verdrießliche Gesichter und behandelten sie schlecht, was ihr wehe tat, da es von ihresgleichen kam.

Wera scheute sich, die auffällige Abwesenheit Anna Pawlownas und Saschas mit Natalia Arkadijewna zu besprechen, und um keinen Preis hätte sie mit Boris Alexeiwitsch darüber reden können. Sie erschrak fast, als er selbst davon anfang.

„Anna Pawlowna befindet sich noch immer auf dem Lande?“

Sein Ton berührte sie peinlich. Sie bejahte gelassen und fügte hinzu: „Wir haben so schöne Tage und Anna Pawlowna fühlte sich leidend.“

Boris Alexeiwitsch sah sie groß an. Sollte sie wirklich nichts wissen, oder verstellte sie sich? Sie wich seinem Blick aus. Aber es ist unmöglich, dachte er, sie hat in ihrem Leben noch niemals geheuchelt. Dazu ist sie viel zu stolz! Vielleicht ist es gut, wenn sie es erfährt. So sagte er denn in seiner leichtfertigen Weise: „Wenigstens hat sich Anna Pawlowna nicht über Langeweile zu beklagen.“

Aber Wera verstand ihn nicht; Boris Alexeiwitsch wurde ungeduldig.

„Nun denn, da Sie es doch einmal erfahren müssen: Sascha ist bei ihr, Ihr guter Freund Sascha! Ganz Moskau redet davon.“

Sie fühlte ihr Herz sich krampfhaft zusammenziehen, sie fühlte einen Schmerz, daß sie hätte laut aufschreien mögen. Ihre erste Empfindung sagte ihr, daß es wahr sei. Dann aber überfiel sie eine Scham vor sich selbst, daß sie das denken konnte; gleich darauf eine namenlose Angst, daß sie es würde glauben müssen. „Sie sind alle gleich“, hatte Wladimir Wassilitsch damals ihr gesagt. Aber Sascha, ihr Sascha und diese vornehme Dame —

„Ich weiß nicht, was Sie damit bezwecken, mir mitzuteilen, daß Sascha und Anna Pawlowna zusammen auf dem Lande sind. Warum sollten sie nicht? Es kann nichts Böses dabei sein. Ich verstehe nicht, weshalb Sie es mir sagen, weshalb Sie es mir in solcher Weise sagen. Das ist nicht recht von Ihnen.“

Mein Gott, welche Unschuld, welche Kindlichkeit! dachte Boris und fühlte eine Art von Bedauern mit ihr, als sollte er mit seinen Worten ihren Glauben an Gott und die Menschen zerstören. Trotzdem sagte er geradeheraus: „Sascha ist Anna Pawlownas Liebhaber.“

Sie erwiderte nichts, sie überwand ihren Schmerz und blieb ruhig. Dieser fremde Mann sollte sie nicht um ihren Freund, ihren Bruder weinen sehen. Er blickte sie so sonderbar an.

„Wenn ich Sascha sehe, werde ich ihn fragen“, meinte sie einfach; „und wenn es wahr ist — —“

Er unterbrach sie.

„Was werden Sie dann tun?“

„Dann werde ich sehr einsam auf der Welt sein“, sagte Wera leise, wie zu sich selbst.

„Ich bin Ihr Freund.“

„Sie?“

„Zweifeln Sie?“ fragte er leidenschaftlich.

„Warum sollten Sie nicht mein Freund sein?“

„Sie haben diesen Sascha geliebt?“

„Wir wuchsen zusammen auf und haben viel miteinander gelitten, viel zusammen gehofft. An so vieles geglaubt! Er war rein und gut und nun — Er hat mir einen großen Schmerz zugefügt.“

„Sie kennen die Welt nicht, sonst würden Sie anders reden.“

„Ich habe mit dem Volke gelebt und nichts von allen diesen Dingen gewußt. Warum ist es denn nötig, die Welt kennen zu lernen? Es macht nicht glücklich. Schlimmer als das, es macht schlecht!“

Ihre Stimme klang gepreßt, sie blickte nicht auf.

„Sie denken zu hoch von den Menschen.“

„Ich verstehe nicht, wie man niedrig von ihnen denken kann“, entgegnete Wera in tiefster Traurigkeit und heftig atmend. „Ich wenigstens möchte nicht länger leben, wenn ich so denken müßte.“

„Sind Sie Nihilistin geworden, weil Sie groß von den Menschen denken?“ fragte Boris mit ehrlichem Erstaunen.

„Geben auch Sie mir diesen Namen?“ klagte Wera. „Dieser Name ist unser Unglück. Wenn wir uns Volksfreunde nennen würden, so müßte das in Rußland ein Ehrenname sein.“

„Sie weichen mir aus. Unmöglich können Sie bei den Feinden des Volkes Edelmut und Tugend voraussetzen. Ihre Menschenliebe und Ihr Glaube an die Menschen erstrecken sich also wohl nur auf die Unterdrückten und Unglücklichen?“

„Nein, nein!“ rief Wera in heftiger Bewegung. „Ich kann Wladimir Wassilitsch nicht glauben. Ihr seid nicht alle gleich! Wenn die Feinde des Volkes erkennen würden, wie elend und hilflos wir sind, so brauchte es keine Nihilisten und Terroristen zu geben. Und es sind doch manche darunter, die es gut mit uns meinen. Denken Sie doch, da ist Natalia Arkadijewna! Da ist Anna Pawlowna! Und da —“ sie zauderte etwas, „da sind Sie. Noch viele solcher, und das Volk wird nicht nur frei, sondern auch glücklich sein.“

„Ich muß wiederum eine Ihrer Illusionen zerstören“, erwiderte Boris Alexeiwitsch und beschäftigte sich mit seinen Nägeln. „Natalia Arkadijewna ist in Wladimir Wassilitsch verliebt, Anna Pawlowna in Sascha und ich — — Mein Gott, ich will mich auch nicht besser machen als ich bin; ehe ich Sie kennen lernte, war mir die „Sache“ sehr gleichgültig. Da sehen Sie selbst, wie wir sind!“

Wera stand und bemühte sich, zu begreifen, was sie gehört hatte. Natalia Arkadijewna verliebt in Wladimir, Anna Pawlowna verliebt in Sascha, und Boris Alexeiwitsch — — Was war mit Boris Alexeiwitsch? Warum sah er sie so an? Was meinte er mit ihr? Was hatte sie mit ihm zu tun?

Während sie mit ihren qualvollen Empfindungen rang, stieg plötzlich das Bild Grischas vor ihr auf. Eine heftige Sehnsucht überkam sie, wieder den Duft der Narzissen und des Flieders zu atmen, wieder in das ehrwürdige Gesicht des Mütterchens zu sehen, wieder mit dem „Prachtmenschen“ über die Felder zu gehen und die Lerchen singen zu hören.

Sie stand so versunken, daß sie aufschreckte, als Boris Alexeiwitsch sie anredete: „Ich habe Ihnen heute das Buch mitgebracht.“

„Welches Buch?“

„Puschkins Onegin. Sie baten mich darum.“

Wera erröte.

„Ich hätte Sie gebeten? Sie sagten, daß Sie mir das Buch bringen wollten. Es ist lange her. Ich dachte, Sie hätten es vergessen; aber es ist sehr gütig von Ihnen.“

„Durchaus nicht. Sie kennen noch gar nichts, ja noch gar nichts von der russischen Literatur. Da muß ich, als Ihr Freund, Ihnen doch behilflich sein und Ihnen das Beste, was wir besitzen, zuführen. Neulich sagten Sie, daß Sie noch nie ein Gedicht von Puschkin gelesen hätten. Es ist unglaublich!“

„Ich bin sehr unwissend.“

„Darf ich Ihnen vorlesen?“

„O nein. Es würde Ihnen Mühe machen. Danke, danke.“

Er winkte ihr, allen Dank ablehnend, mit seiner weißen Hand, schlug das Buch auf und begann mit leiser, weicher Stimme zu lesen. Wera saß ihm gegenüber. Zuerst war sie so unruhig und aufgeregt, daß sie nichts verstand. Es dauerte aber nicht lange, so hingen ihre Augen an den Lippen des Vorlesers. Ihr ward wunderbar zumute, als träte sie aus einem dunklen Raum ins Licht, als würde sie aus einer Tiefe aufgehoben, hoch und höher. Unter ihr lag die Erde, um sie war alles Glanz.

Als Boris gelegentlich vom Buche aufsaß und einen forschenden Blick auf Wera warf, sprang er in die Höhe.

„Was haben Sie? Sie weinen!“

Ohne ihre Tränen zu trocknen, bat sie ihn mit einer flehenden Gebärde, weiterzulesen.

#### Neunundvierzigstes Kapitel.

Anna Pawlowna erwachte aus schwerem, traumlosem Schlaf mit einer Empfindung, als ob es besser für sie wäre, es bliebe immer Nacht und sie brauchte sich nicht mehr zu regen. Sie schloß die Augen wieder lag lange Zeit, ohne eine Bewegung zu tun, und versuchte, sich über ihren Zustand Klarheit zu verschaffen. — Was war geschehen? Sie hatte sich hingegeben, aus Liebe, sich selber zur Sühne und Läuterung. Sie wollte ein neues Dasein beginnen. Als die Geliebte dieses Bauernsohns, vereint mit ihm und den Seinen, wollte sie helfen, Gesellschaft und Regierung zu stürzen und das Volk auf den Thron der Menschheit heben, das nach Branntwein und Schweiß stinkende russische Volk!

War sie von Sinnen? Und wenn sie es war, so wollte sie von Sinnen bleiben; bleiben mußte sie es, sonst —

Bei dem Sonst standen ihre Gedanken still.

Sie erhob sich endlich, wie mit gelähmten Gliedern, ohne nach der Kammerfrau zu läuten. Auch konnte sie sich nicht entschließen, den Vorhang vom Fenster zu ziehen und in das Tageslicht zu schauen. Bei der Dämmerung, die in dem Gemach herrschte, kleidete sie sich an, langsam und mühsam. Als sie fertig war, löste sie ihr langes, prachtvolles Haar, trat vor den Spiegel und schaute hinein, das schattenhafte Bildnis ihrer Schönheit, welches sie im Glase sah, mit Augen betrachtend, als erblickte sie es zum erstenmal. Mit einem tiefen Seufzer wandte sie sich von ihrem Spiegelbilde ab, schritt zum Fenster, öffnete die Vorhänge, um sogleich vor der blendenden Helle das Gesicht mit beiden Händen zu schützen. Dann ließ sie die Arme sinken und stand da in dem vollen Glanz des Tages, die ganze Gestalt von Strahlen umleuchtet.

Ohne etwas zu genießen und die Kammerfrau hinwegwinkend, begab sie sich hinaus in den Garten, und schlug denselben Weg ein, den sie im Morgen-

grauen mit Sascha gegangen war. Sie sah auf dem weichen Boden ihrer beider Fußtapfen. Neben dem Abdruck der zierlichsten Pariser Stiefeletten der plumpe große Schuh des Mannes aus Eskowb. Sie dachte: Welche Gegensätze!

Nun bemühte sie sich, jedes Wort, welches er und welches sie selbst auf diesem Wege gesprochen, sich ins Gedächtnis zurückzurufen. Sie hatte sterben wollen, nachdem sie eine Stunde an der Brust dieses Mannes gelebt hatte. Wie war das möglich? Und es war noch dazu ihr heiliger Ernst gewesen. Immerhin; sie liebte ihn. Sie hatte es ihm gestanden, ihm zugerufen, zugejubelt: Ich liebe dich! Und er — Wütende Leidenschaft hatte auch ihn ergriffen, nachdem er über den Fall seines Ideals heiße Tränen vergossen, nachdem für ihn die Göttin gestorben war. Jetzt war sie selbst für diesen Schwärmer nur noch ein Weib.

Von ihren Gedanken getrieben, eilte sie wieder ins Haus zurück, rief der Kammerfrau und befahl den Wagen für den nächsten Zug, der nach Moskau ging. Nachdem sie das getan, atmete sie auf. Aber sie vermochte kaum zu erwarten, bis es so weit war, daß sie abreisen konnte, und wäre am liebsten zu Fuß nach dem Bahnhof gegangen. Um mit der Zeit fertig zu werden, kleidete sie sich mit Hilfe der Kammerfrau noch einmal von Kopf bis zu Füßen um und wählte ein Kostüm, in dem Sascha sie noch nicht gesehen hatte.

Wie Beruhigung kam es über sie, als sie im Zuge saß; doch als der Zug hielt und sie in Moskau aussteigen mußte, ward sie von neuem von Unruhe erfaßt. Gewiß war Sascha auf dem Bahnhof, um sie zu empfangen. Sie zitterte. Wenn er nun plötzlich auf sie zugeeilt kam und sie mit Jubel begrüßte. Wie schrecklich! Aber er würde es nicht wagen, er würde von ferne stehen und sie mit Blicken verschlingen. Sie zog den Schleier vor das Gesicht und begab sich, um möglichst schnell hinauszugelangen, in das Gewühl der Angekommenen. Sie blickte erst auf, als sie in ihrem schönen Landauer saß und durch die Straßen Moskaus rollte. Die Menschenmenge und der betäubende Lärm der großen Stadt taten ihr gut, und sie fühlte beim Anblick der prächtigen Basare und Kaufläden, der eleganten Fuhrwerke und Spaziergänger ein Behagen, welches ihr eine vollständig neue Empfindung gab. Sie grüßte verschiedene Bekannte, und ihr Gruß war lange nicht so müde und apathisch wie sonst; überhaupt war ihr, als käme sie nach langer Abwesenheit zurück und hätte die Zeit, die sie fort gewesen, in tiefster Einsamkeit und Oede verbracht.

Vor ihrem Palast angekommen, ließ sie den Wagen warten und begab sich in ihre Gemächer. Sie kam durch den kleinen Salon mit dem goldenen Blumengitter und dem Frieze — der Triumphzug der Venus, eine Allegorie ihrer Persönlichkeit: Anna Pawlowna als Göttin der Liebe! Und sie ging unter dem Bilde vorbei, als ob die Augen von Tausenden auf sie gerichtet wären, sie vor den Augen von Tausenden nackt dastünde.

Eine große Anzahl von Besuchern war während ihrer Abwesenheit dagewesen; die silberne Schale füllten Visitenkarten und ihren Schreibtisch bedeckten Briefe und Einladungen. Der Prinz hatte geschrieben. Anna Pawlowna riß das nach Veilchen duftende Billett auf und überflog mit einem Blick die flüchtigen, eleganten Schriftzüge. Die Reise des Zaren nach Moskau realisierte sich mehr und mehr. Also wirklich —

Wer alles war dagewesen? — Die halbe Welt, wie es schien. Aus Neugierde waren sie gekommen, ob die Prinzessin noch immer nicht zurück sei. Nein, noch immer nicht. Wie sonderbar, um diese Jahres-

zeit die Stadt zu verlassen! Natürlich war die „Kaprize“ der Prinzessin bereits in aller Mund. Was kümmerte es sie? Es war wenigstens taktvoll, daß man sie auf ihrem Landsitz unbelästigt gelassen hatte.

Von dem Kammerdiener erfuhr sie, daß Boris Alexeiwitsch jeden Tag dagewesen sei.

„Aber sagten Sie ihm denn nicht, wo ich war?“

Der Kammerdiener hatte es Boris Alexeiwitsch mitgeteilt, aber Boris Alexeiwitsch hatte jeden Tag der Bäuerin Wera Iwanowna seinen Besuch gemacht. Die Prinzessin wollte auffahren, biß sich auf die Lippen und schwieg. Was ging sie Boris Alexeiwitsch und seine Passion für Wera Iwanowna an? Also deshalb hatte er nicht einmal den Versuch gemacht, sie auf dem Lande zu besuchen. Sie hatte es eigentlich erwartet — es gefürchtet und den Befehl gegeben, daß sie für ihn nicht zu sprechen sei. Sascha sollte sich von diesem Manne nicht hochmütig behandeln lassen; sie wollte es nicht dulden. Ihre Besorgnis war unnütz gewesen, Boris Alexeiwitsch war gar nicht gekommen. Boris Alexeiwitsch hatte in Moskau anderes zu tun gehabt.

„Es ist gut. — Worauf warten Sie?“

„Wladimir Wassilitsch hat diesen Brief abgegeben.“

„Legen Sie hin. Was ist noch?“

„Der Student Alexander Dimitritsch — —“

„Wie?“

„Er hatte heute dreimal nach Durchlaucht gefragt.“

„Sollte er wiederkommen, so — — Aber nein, ich muß ausfahren. Ich bin heute für niemand zu sprechen; hören Sie wohl, für niemanden.“

Der Kammerdiener ging, Anna Pawlowna blieb allein. Sie stand mitten im Zimmer, sah steif vor sich nieder, wobei ihr schönes Gesicht mehr und mehr etwas Starres und Entgeistertes annahm. Dann entriß sie sich ihren Gedanken und las den Brief, den Wladimir Wassilitsch für sie abgegeben. Er enthielt nur die Notiz, daß am Abend im Gärtnerhause eine Beratung stattfände, zu welcher die Prinzessin erwartet würde, es handele sich um wichtige Dinge.

Nachdem Anna Pawlowna gelesen, zündete sie ein Licht an und verbrannte das Schreiben zu Asche; darauf ließ den Wagen vorfahren und machte bis zum Abend Besuche.

\* \* \*

Sascha befand sich in einem unsagbaren Zustande.

Als er mit dem Frühzug in Moskau ankam und ausstieg, wußte er zuerst gar nicht, was er mit sich und seinem Leben zunächst anfangen sollte. Er ließ sich auf dem Bahnhof herumstoßen und anschreien, stand unter den Menschen und schaute mit leerem Blick auf das Gewühl. Man hielt ihn für betrunken und riet ihm lachend, sich nach Hause zu begeben, sich ins Bett zu legen und seinen Rausch auszuschlafen. Endlich ging er.

Aber wohin.

Nach Hause? Dort war Marja Carlowna.

Also dann nach dem Gärtnerhäuschen. Dort war Wladimir Wassilitsch, der ihn mit spöttischem Lächeln begrüßen würde, worauf es ein Unglück geben mußte. Er konnte sich heimlich in sein Laboratorium oder in die Druckerei schleichen. Aber jetzt Dynamit verfertigen, jetzt Reden an das russische Volk drucken, wo für ihn die Welt neuerschaffen schien, für ihn auf der ganzen Welt nur ein Menschenpaar war: Die Prinzessin Anna Pawlowna und der Bauernsohn Alexander Dimitritsch. Die Küsse dieses einen einzigen Weibes brannten auf seinen Lippen wie Flammen, die ihm die Seele verzehrten, seine Adern mit Feuerströmen füllten, aus seinen Augen als Fieberglut loderten.

Er ging weder nach der Teeschenke noch begab er sich in die Vorstadt, sondern geradeswegs zum Palast Petrowsky.

Natürlich war sie nicht da. Wie wäre das möglich gewesen? Er hatte sie in der Villa verlassen. Doch war sie immerhin in diesem Hause gewesen und würde heute wieder da sein, um ihn zu sehen, ihn allein! um sich von ihm küssen zu lassen, von ihm allein! Sascha erbebte und blickte scheu auf die ihm Begegnenden, ob nicht alle auf ihn sähen, nicht alle ihm von der Stirn ablösen: das ist der Liebhaber Anna Pawlownas! Ist es möglich? Dieser grobe Bursche, dieser Nihilist, dieser Sohn eines geknuten Bauern? Er war's! Nicht nur ihr Liebhaber, sondern ihr Knecht, ihr Sklave, ihr Ding.

Und er wunderte sich, daß die Leute so gleichgültig an ihm vorübergingen. Ja, dachte er, wenn ihr wüßtet; ihr würdet Augen machen.

Er verbrachte den Morgen dem Palast Petrowsky gegenüber, vor der in Restauration begriffenen Kirche, an derselben Stelle, wo er so manche halbe Nacht gestanden und kein Auge von dem Tempel gewendet, der seine Göttin umschloß. Und jetzt! Wäre sie dagewesen, so würde er zu ihr gegangen sein, die mit Teppichen belegte Marinortreppe hinauf, in ihre prächtigen Gemächer hinein. Er brauchte nur zu wollen und die Diener, die ihn mit tiefster Verachtung behandelten, bückten sich vor ihm bis zum Boden; nur zu wollen brauchte er und es erfuhr alle Welt, daß sie ihn liebte, daß sie sein war. Wenn er es so recht bedachte, wirbelte es in seinem Kopf, daß der Boden um ihn zu kreisen begann. Aber es war gar nicht zu denken — gar nicht ausdenken! So etwas war auf der Welt noch nicht dagewesen; eine wirkliche Prinzessin und der Sohn eines wirklichen Bauern!

Nachdem er sich lange genug vor dem Palast herumgetrieben, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, hinzugehen und den Portier zu fragen, ob Anna Pawlowna zu Hause und zu sprechen wäre? Als er ihren Namen sagen wollte, schnürte es ihm fast die Kehle zu; doch brachte er das Wort glücklich heraus, und hatte seine stille Freude daran, wie grob der vornehme Türhüter ihn anfuhr. Anna Pawlowna sei nicht zu sprechen. Sascha entschuldigte sich höflich, dankte, begab sich wieder auf die andere Seite der Straße hinüber und setzte sein Wächteramt fort.

Dann sah er Boris Alexeiwitsch herangeschleudert kommen, schön, elegant, ein Herrchen wie aus Marzipan. Boris Alexeiwitsch ging in den Palast, ohne den sich bis auf den Boden verneigenden Wortschick eines Blickes zu würdigen. Sascha dachte: Der begibt sich jetzt zu Wera Iwanowna. Und plötzlich fühlte er einen Schmerz, als ob an seinem Herzen gerissen würde. Aber, beruhigte er sich, Wera Iwanowna ist stolz; Wera Iwanowna ist stark. Boris Alexeiwitsch wird sich wundern. Und wenn er erst wüßte — — Doch das würde er nicht glauben; das ganz sicher nicht! Wie könnte er auch? Er würde wütend sein. Wera Iwanowna wies ihn, Boris Alexeiwitsch, zurück und Anna Pawlowna — — Rasen würde er. Es war seine Cousine und er bewunderte sie ungemein — natürlich.

Sascha wurde unruhig. Er begab sich hinweg, irrte durch die Straßen, immerfort an Boris Alexeiwitsch denkend und daß dieser Anna Pawlowna natürlich auf das höchste bewunderte. Und Anna Pawlowna? Sie verachtete ihn. Das war ein Trost. Wenn er nur nicht ein gar so feines, schönes, duftendes, freches Herrchen gewesen wäre. Aber sie verachtete ihn ja!

Er machte kehrt; fast, daß er lief. Atemlos kam er beim Palast an.

Ob Anna Pawlowna noch immer nicht zurück, noch immer nicht zu sprechen wäre? Der Wortschick jagte ihn fort, und als er nach einer Weile zum drittenmal kam, hätte er mit seinem langen Stock fast nach Sascha geschlagen.

Nun ging er nach der Teeschenke, allen seinen Mut zusammennehmend, um Marja Carlowna in die Augen zu sehen. Die schöne Wirtin, die seit jener Nacht in ihrem Wesen gegen ihn eine Scheu und eine Demut zeigte, welche Sascha höchst peinlich waren, teilte ihm mit, daß Wladimir Wassilitsch nach ihm gefragt und die Botschaft hinterlassen habe, er möge sich am Abend bei ihm einfinden.

Das wird wieder etwas Rechtes sein, dachte Sascha. Wir werden schwatzen und schwatzen und unterdessen wartet Anna Pawlowna auf mich. Welche Torheit!

## Zweiundvierzigstes Kapitel.

Am Abend traf man sich in der Preobraschenskaja-Vorstadt. Die Läden des Gartenhauses waren fest geschlossen, so daß kein Lichtstrahl hindurchdringen konnte; überdies hielt Colja auf dem Hofe Wache. Sowohl die Fürstin wie Anna Pawlowna kamen zu Fuß, Boris begleitete Wera und Natalia, Sascha kam allein. Er war der letzte.

Man begrüßte sich und wartete auf Wladimir Wassilitsch, der bereits seit dem Morgen von Hause abwesend war. Jeder war in seinem Gemüt mit ganz anderen Dingen beschäftigt, als mit denjenigen, um deretwillen man sich zusammengefunden. Einer beobachtete den anderen und fand in dem Benehmen eines jeden dieses und eines Auffällige. Boris Alexeiwitsch mußte lächeln, als er die Fürstin Danilowsky erblickte, in einem eigens für diese Gelegenheit komponierten Kostüm, darin die Dame wie eine Salonpetroleuse aussah. Natürlich merkte er sofort, warum sie gekommen war; er drückte indessen sein höchstes Erstaunen darüber aus, sie in der Preobraschenskaja-Vorstadt zu treffen, beglückwünschte sie zu ihrem Entschlusse, der Sache des Volkes angehören zu wollen und stellte ihr Wera vor, deren Schönheit auf die Fürstin einen geradezu vernichtenden Eindruck machte. Kaum vermochte sie sich zu beherrschen. Wera sah sie mit großen Augen an, vollständig ahnungslos, wodurch sie das Mißfallen der vornehmen Dame erregt haben könnte.

Mit Sascha sprach Wera kein Wort und vermied es, ihn anzusehen; so bemerkte sie denn nicht, daß auch Sascha sich am liebsten vor ihr verborgen haben würde. Anna Pawlowna hatte sie bei ihrem Kommen auf die Wange geküßt und freundlich angeredet, aber keine Antwort erhalten. Selbst Natalia Arkadijewna gegenüber hatte Wera das Gefühl, als ob sie sich von ihr entführt hätte. Ihre Einsamkeit drückte ihr das Herz zusammen. Boris Alexeiwitsch mußte sie verstehen; denn wenn er zu ihr redete, hatte seine Stimme etwas so Weiches, Mildes, Trauriges; mit solchen Augen und solcher Stimme dachte sie sich Puschkins Onegin. Als Tania mit einer Lampe eintrat, erschrak sie fast. Unwillkürlich wandte sich Wera Boris zu, als wollte sie aus seinem Gesicht ablesen, welchen Eindruck auch auf ihn die holdselige Erscheinung machte. Tania war ja Puschkins Tatjana! Es versetzte ihr den Atem, als sie sah, wie Boris Alexeiwitsch Tania voller Erstaunen anblickte. Aber nur einen Augenblick. Dann wandte er sich wieder zu ihr, sie fragend, ob er morgen kommen dürfe, um ihr das Gedicht weiter vorzulesen?

„Warum wollen Sie mir das Buch nicht lassen?“ meinte sie leise. „Bitte, geben Sie es mir.“ Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Das geht nicht. Sie müssen sich mein Vorlesen wohl oder übel gefallen lassen. Es macht mir überdies ein unsägliches Vergnügen, denn Sie haben ein wahres Genie, zuzuhören.“

„Wie?“

„Sie erleben, was Sie hören.“

„Soll ich das nicht?“

„Gewiß. Ein Dichter müßte glücklich sein, Ihnen sein Werk vortragen zu dürfen.“

„Ich verstehe aber nichts von Poesie.“

„Das ist es eben! Wenn Sie die Poesie „verstünden“, so würden Sie bald aufhören, sie zu empfinden. Und Empfindung — das ist alles.“

„Ich wußte gar nicht, daß es so Herrliches auf der Welt gäbe.“

„Wie die Poesie es ist?“

„Wie das Gedicht, das Sie mir vorlesen.“

„Aber gestehen Sie nur, Onegin selbst ist Ihnen verhaßt. Seien Sie aufrichtig!“

„Ich fürchte mich vor diesem Manne. Er wird Tatjana unglücklich machen — er muß es.“

„Muß er?“

„Gewiß. Das liegt in seiner Natur, er kann gar nicht anders.“

„Wie gut Sie ihn verstehen!“

„Ich verstehe ihn gar nicht,“ erwiderte Wera eifrig. „Aber ich fühle, daß es so sein muß. Er tut mir leid.“

„Onegin? Er geht auch in der Tat durch Tatjana zugrunde. Ein schöner Tod. Sehen Sie nur, wie die Fürstin uns beobachtet.“

Wera blickte um sich.

„Warum sieht sie immer her? Habe ich ihr etwas getan?“

„Sehr viel.“

„Was?“

„Sie sind schöner als sie.“

„Mein Gott!“

„Mit einem Wort, sie ist eifersüchtig.“

„Auf mich?“

„Sicher.“

Wera trat schnell von ihm fort; mit einer solchen heftigen Gebärde, einem solchen finsternen Blick, daß Boris sich auf die Lippen biß.

Wera ging auf Tania zu, welche die Lampe auf den Tisch gestellt hatte und nun in einer Verlegenheit dand, die sie reizend kleidete. Ihre Freundin grüßte sie.

„Ach, Tania, wie freue ich mich, dich zu sehen. Wie geht es dir?“

„Recht gut. Wladimir Wassilitsch hat mir erlaubt, den Tee für die Herrschaften zu machen.“

Auch Natalia Arkadijewna näherte sich Tania und flüsterte ihr zu: „Du darfst dich nicht so grämen, Liebste. Jeder merkt dir an, daß du Kummer hast. Ist Wladimir Wassilitsch unfreundlich gegen dich?“

„Nein, nein! Wie kannst du denken! Er ist sehr nachsichtig, aber ich —“

Sie begegnete einem Blicke Weras und verstummte. Wera mußte sich Gewalt antun, sich nicht zwischen die beiden zu drängen. Es war ihr unerträglich, Natalia Arkadijewna neben Tania zu sehen. Boris Alexeiwitschs Worte: „Sie ist in ihn verliebt,“ der Ton, mit dem er sie gesprochen, das Lächeln, mit dem er sie begleitet, wollten ihr nicht aus dem Sinn. Und wie hatte sie zu Natalia Arkadijewna aufgeschaut!

Aber vielleicht war es nicht wahr. Sie nahm sich vor, mit Natalia Arkadijewna zu reden. Dabei fiel ihr ein, daß sie auch mit Sascha sprechen würde, sprechen müsse. Sie nahm sich vor, ihn um seinen Besuch zu bitten. In Anna Pawlownas Hause wollte sie ihn fragen, wollte sie seine Antwort hören. Oder noch besser, sogleich. Und sie näherte sich ihm.

Sascha saß in einer Ecke und starrte zu der Prinzessin hinüber, die sich in einem eifrigen Gespräch mit der Fürstin und ihrem Vetter befand. Jede ihrer Mienen beobachtete, bewachte er. Wie sie mit diesem feinen, schönen Herrn sprach; ganz anders als mit ihm zum erstenmal, seit sie sein geworden, sah er sie mit ihresgleichen verkehren. Nicht ein einziges Mal blickte sie zu ihm herüber, obgleich sie wissen mußte, wie es in ihm aussah, wie er nur Augen und Ohren hatte für sie, wie er nichts dachte und fühlte als sie. Plötzlich war sie ihm entfremdet, ihm entrückt und entrissen. Selbst ihre Bewegungen kamen ihm anders vor, und anders, ganz anders klang ihre Stimme. Vielleicht war sie froh, daß sie sich nicht mit ihm allein befand, nicht seine Küsse dulden, seine Küsse nicht erwidern mußte. Vielleicht stellte sie gerade jetzt, während er sich in Qualen verzehrte, Vergleiche an zwischen ihm, dem Bauernsohn, mit diesen Gliedern, diesem Gesicht, mit solchen groben Gedanken und Empfindungen, mit solcher wütenden Leidenschaft, und dem anderen, Boris Alexeiwitsch.

Er fühlte, wie es in ihm kochte, wie es zu seinem Gehirn drang, wie ein dumpfer Druck sich darauf legte. Er schloß die Augen. Da hörte er dicht neben sich Weras Stimme. Aber er öffnete die Augen nicht. Um keinen Preis der Welt hätte er sie jetzt ansehen können.

„Komm heraus, in den Hof, ich habe dich etwas zu fragen.“

Er wußte sofort, was sie ihn zu fragen hatte, aber er sagte: „Wir können uns nicht von hier fortstehlen; Wladimir Wassilitsch wird gleich kommen. Es sollen wichtige Dinge beraten werden.“

„Wichtige Dinge habe ich dir zu sagen. Also komm.“

Es war ein Ton in ihrer Stimme, dem nicht zu widerstehen war.

Sie trat von ihm fort und verließ nach einer Weile das Zimmer. Da stand auch Sascha auf, warf noch einen Blick auf die Prinzessin und folgte seiner Freundin. Anna Pawlowna, welche die beiden beobachtet hatte, sah ihm mit einem eigentümlichen Blicke nach.

Auf dem Hofe erwartete ihn Wera und ging, ohne ein Wort zu sagen, ihm voraus, dem Schuppen zu. Es war eine finstere Nacht, nur wenige Sterne am Himmel. Sascha war die Dunkelheit lieb, konnte Wera ihn doch nicht ins Gesicht sehen. Während er möglichst langsam hinter ihr herging, legte er sich zurecht, was er ihr sagen wollte. Anna Pawlowna sei eine Göttin und er nicht wert, den Saum ihres Kleides zu küssen. Aber Wera Iwanowna — Was mußte Wera von ihr denken? Von ihr, die er bis in den Himmel erhob?

Da redete sie ihn an: „Sascha!“

„Nun ja, ich bin's. Warum hast du mich herausgerufen? Welcher Unsinn! Du hättest ebensogut drinnen mit mir reden können. Was soll das heißen?“

Er sprach wie in früheren Zeiten; unsicher und stockend. Sie ließ ihn ausreden und begann, als ob er nichts gesagt hätte, von neuem: „Wir haben einander lange nicht gesehen.“

„Es sind einige Tage her. Nennst du das lange?“

„Wo warst du? Doch danach will ich dich jetzt nicht fragen.“

„Und warum nicht? Frage nur.“

„Du wirst mir später alles von selbst sagen.“

„Es ist kein Geheimnis. Ganz Moskau kann es wissen, alle Welt! Ich war — —“

Aber sie unterbrach ihn.

„Schweige! Du würdest mir ja doch nicht die Wahrheit sagen; jetzt noch nicht.“

Und Sascha schwieg. Sie standen nebeneinander

in der Finsternis. Beide mußten jener Osternacht gedenken, wo sie vor ihrem heimatlichen Steppendorfe auf der Landstraße beisammen gestanden und Wera ihre Augen angestrengt hatte, in das Gesicht ihres Freundes zu spähen. Aber Sascha blickte von ihr weg nach dem Hause hinüber, das in diesem Augenblick Anna Pawlowna beherbergte. Und er war nicht bei ihr. Was hatte er hier draußen bei Wera zu stehen, wenn sie dort drinnen bei Boris Alexeiwitsch war.

„Wo willst du hin?“

„Ins Haus.“ Und er war schon einige Schritte von ihr entfernt.

„Einen Augenblick wirst du wohl noch bleiben können. Ich habe dich seit Wochen täglich erwartet, immer vergebens. Ich wußte, daß du heute hier sein würdest. Hauptsächlich deshalb kam ich.“

Zögernd und widerwillig zurückkommend, meinte er mürrisch: „Sprich nur; aber sprich schnell. Ich muß wirklich hinein.“

„Wir wollen wie gute Freunde miteinander reden, uns beraten und besprechen wie Bruder und Schwester.“

„Du bist sehr gut, du weißt, daß ich dich immer sehr liebgehabt habe; du bist weit besser als ich,“ meinte er, nur um etwas zu sagen.

„Laß das,“ erwiderte sie herbe. Dann sprach sie mit leiser, weicher Stimme weiter: „Als ich noch in Eskowo war, nicht aus noch ein wußte, meine Hände nicht regen konnte und meine Seele wie tot in mir fühlte, da kamst du zu mir. In der Osternacht kamst du und wecktest mich. Jetzt komme ich zu dir, möchte dich wecken, stehe vor dir und rufe dich an: „Sascha, Sascha! Was ist aus dir geworden?“

„Was soll aus mir geworden sein?“

Wera sprach weiter: „Schon als Kinder waren wir beide getreue Kameraden, zwei recht ehrliche kleine Leuten. Das waren gute Tage: Weißt du noch? Im Sommer spielten wir zusammen auf der Wiese und im Birkenwäldchen und pflückten Blumen. Sie waren das einzige Schöne in unserem Leben. Anna Pawlowna — Was hast du? Soll ich still sein?“

„Sprich nur; ich höre.“

„Und Anna Pawlowna war damals schon eine junge Dame und schon damals sehr stolz. Einmal sahen wir sie lachen, als vor ihrem Fenster ein Bauer geprügelt wurde — —“

Sascha fuhr auf: „Das war damals! Jetzt liebt sie das Volk. Sie lügt nicht!“ rief Sascha heftig.

„Das war damals,“ sprach Wera Sascha nach. „Damals verachtete Anna Pawlowna das Volk, damals hatte sie Lust an seinen Leiden, damals haßtest du sie.“

„Ich, Anna Pawlowna — —“

„Du.“

„Wie ist das möglich? Wie konnte ich so schlecht sein? Ich Anna Pawlowna hassen; sie, die so gut, so stolz, so schön ist! Uebrigens solltest du nicht in solcher Weise von ihr reden; wirklich nicht! Du begiehst ein großes Unrecht gegen sie. Gerade wie Wladimir Wassilitsch und alle die anderen. Du kennst sie eben nicht. Ich kenne sie und ich — — Ich verehre sie. Das solltest du auch. Wirklich.“

Er stieß jedes Wort mühsam hervor und schwieg wie erschöpft von der Anstrengung, die das Sprechen ihn kostete. Wera wartete eine Weile und nahm dann in ihrer ernsten, eindringlichen Art ihre Rede wieder auf: „Damals kam Boris Alexeiwitsch nach Eskowo; er war hochmütig und gar nicht gut. Mich haßte er, weil — nun, weil ich auch stolz war. Du aber sagtest: Wenn ich ein Mann geworden bin, schütze ich dich vor ihm.“ Sie schwieg, nach einer

Pause schloß sie leise: „Jetzt bist du ein Mann geworden.“

„Aber Boris Alexeiwitsch tut dir ja nichts,“ rief Sascha. „Du mußt wirklich nicht so wunderlich sein. Wovor soll ich dich schützen? Du schüttest dich selbst, du bist stark.“

„Nenne mich nicht so!“ fuhr Wera heftig auf. „Stark! Als ich noch in Eskowo war und dem Starosten verwehrte, sich mit Branntwein zu betrinken und Ungerechtigkeiten zu begehen, da war ich stark. Als ich in meiner Einsamkeit wartete und harrete, jahraus, jahrein, da war ich stark! Und ich war's als du kamst und mich ins Leben hinausholtest, allmächtiger Gott, mit welchen Hoffnungen, mit welchem Glauben! Aber jetzt — —“

„Es tut mir weh, dich so reden zu hören,“ murmelte Sascha. „Sehr weh tut es mir.“

Da trat sie auf ihn zu, umschlang ihn mit beiden Armen und flüsterte leidenschaftlich, mit ersticktem Schluchzen: „Sascha, mein treuer, lieber Freund, halte jetzt, was du als Knabe versprochen. Schütze mich! Schütze uns beide! Nicht vor der Welt, sondern vor uns selbst. Wir wollen einander helfen, stark zu sein, wir wollen miteinander leiden, zwei treue, ehrliche Kameraden, wie wir es als Kinder gewesen sind. Hilf uns beiden, daß wir — Sascha! Sascha! daß wir nicht beide schlecht werden.“

„Schlecht?“ Er löste sich von ihr und trat zurück.

„Schlecht?“ wiederholte er mit heiserer Stimme.

„Wie meinst du das?“

Wera hörte ihn mit Anstrengung Atem holen, sie wußte, was in diesem Augenblick in ihm vorging; aber sie durfte ihn nicht schonen, nicht ihn und nicht sich selbst.

„Ich meine,“ sagte sie langsam und beinahe laut, „daß wir beide in Gefahr stehen, hier schlecht zu werden, hier an Leib und an Seele zu verderben; du durch Anna Pawlowna, ich durch Boris Alexeiwitsch.“

Sascha hörte nur den Namen seiner Geliebten. Er durch sie schlecht werden, er durch sie an Leib und Seele verderben! Und Wera war es, die ihm das sagte, Wera Iwanowna aus Eskowo! Er fühlte sich plötzlich von seiner Jugendfreundin durch einen Abgrund geschieden.

„Du weißt nicht, was du sprichst,“ erwiderte er kalt.

Wera rief: „Ich weiß, daß wir fremd in dieser Welt sind und bleiben werden. Ich weiß, daß wir mit jenen nichts gemein haben und auch nichts gemein haben können. Ich weiß, daß wenn Anna Pawlowna dich jetzt an ihr Herz nimmt, sie dich über kurz oder lang mit Füßen treten wird. Ich weiß, daß es dir das Herz brechen wird, aber erst, nachdem du zu hassen gelernt, was du jetzt liebst, nachdem du verabscheust, was du jetzt verehrst, erst wenn jedes Gefühl in dir verwandelt und entstellt worden ist.“

Sascha wollte ihr antworten; er wollte ihr sagen, daß er ihr nicht glaubte, daß Anna Pawlowna seine Göttin bleiben werde, daß er ein glückseliger Mensch sei. Aber jemand kam von der Straße her auf den Hof, gewährte sie und ging auf sie zu. Es war Wladimir Wassilitsch. Er fuhr sie an, was sie draußen zu suchen und miteinander zu tuscheln hätten, und gebot ihnen, mit ihm ins Haus zu gehen. Große Dinge seien geschehen, über dem Haupt des russischen Volkes loderten die Flammen des neuen Tages, blutrot werde die Sonne aufgehen.

### Dreiundvierzigstes Kapitel.

Wladimir Wassilitsch stürzte in das Zimmer, in welchem sich Anna Pawlowna und ihr Vetter mit

der Fürstin und Natalia Arkadijewna befanden. Er rief: „Sie sind uns auf der Spur!“

Die Fürstin stieß einen Schrei aus und wäre für ihr Leben gern dem schönen Nihilisten bewußtlos in die Arme gesunken; Anna Pawlowna und Boris blieben vollkommen gelassen. Auch auf Wera und Sascha, die Wladimir auf dem Fuße folgten, machte die Nachricht keinen besonders starken Eindruck. Tania stand am Tische, wandte kein Auge von ihrem Geliebten und sah wie eine schöne Tote aus.

„Wer ist uns auf der Spur?“

Es war Anna Pawlowna, die sprach. Sie dachte: Mir ist es gleich! Meinetwegen mögen sie uns entdecken? Was ist mir daran gelegen? Aber die Sache begann sie doch aufzuregen; wider ihren Willen nahm sie Anteil daran, so daß sie selbst darüber erstaunte. War es immer noch das „Neue“, was sie reizte? Oder weil jetzt das Spiel auf Tod und Leben ging?

„So erzählen Sie doch!“ rief Natalia, deren Augen im Feuer glühten, obgleich sie als die Ruhigste von allen erschien.

Und Wladimir erzählte.

Von allen Seiten waren Nachrichten eingetroffen, welche die Situation unaufhaltsam ihrem Höhepunkt zutrieben und eine Katastrophe herbeiführen mußten. Attentate waren mißglückt, Minen und Geheimdruckereien entdeckt. Es hatten aller Orten Verhaftungen stattgefunden und geradezu Furchtbares vernahm man aus Sibirien. Ueberall bezahlte die Regierung ihre Spione. Das Exekutivkomitee erklärte sich zu jeder Gewalttat bereit, proklamierte den politischen Mord als ein sittliches Mittel gegen die Uebergrieffe der Staatsgewalt, forderte alle Parteien auf, ihr Aeufserstes zu tun, fällte und vollstreckte Todesurteile. Es war in Wahrheit zu einem Kampf gekommen auf Leben und Tod.

Wladimirs glühende Schilderung der Sachlage riß schließlich alle hin. Natalia Arkadijewna und Anna Pawlowna waren die am meisten Aufgeregten; aber selbst Boris Alexeiwitsch gab seine kühle Haltung auf und überließ sich für einen Augenblick gänzlich der wilden Romantik der Situation, indem er sich für einen Augenblick wirklich einbildete, daß es der Mühe wert sei, sein Leben an diese Dinge zu setzen. Es war immerhin ein würdigerer Abschluß eines untätig verbrachten Daseins, als bei Onegin, der um eines Weibes willen endete.

Sehr eigentümlich war der Vorgang, der sich in der Fürstin vollzog. Nachdem sie eingesehen, daß weder Boris noch Wladimir sich im mindesten um ihre Angst kümmerten, beschloß sie, beider Aufmerksamkeit durch ihren Heroismus auf sich zu ziehen. Sie erholte sich demzufolge sogleich von ihrem Entsetzen und fand bald aufrichtiges Vergnügen an der Sache, ähnlich, wie sie es bei einem spannenden Roman, einer hohen Wette, einer Fuchsjagd oder einem gesellschaftlichen Skandal empfand. Sie dachte mit Entzücken an den Effekt, den sie in Baden oder Cannes durch ihre Erzählungen hervorbringen würde und stellte sich bereits vor, wie man sie auf der Promenade den Fremden zeigte: Voilà la princesse Danilowski. Vous savez, cette dame russe — und so weiter. Der Reiz des Neuen war so groß, daß sie darüber sogar ihre unglückliche Leidenschaft für den schönen Flüchtling und ihre wütende Eifersucht gegen Wera vergaß.

Man befand sich in lebhafter Debatte, als plötzlich Colja hereintaumelte und meldete, Polizisten umzingelten das Haus. Wladimir stürzte zur Tür und verriegelte sie. „Das verdanken wir Ihrem Vater!“ raunte er Natalia Arkadijewna zu. „Er hat uns ausgespürt. Ich führe Dokumente des Exekutivkomitees

bei mir, die unseren ganzen Anschlag verraten würden, falls sie gefunden werden.“

„Vernichten Sie sie doch! Verbrennen Sie sie doch!“ schrie die Fürstin.

„Das darf ich nicht.“

Ein Tumult entstand.

„Geben Sie mir die Papiere,“ sagte Natalia Arkadiewna, welche vollkommen gelassen blieb. „Bei mir wird mein Vater sie nicht suchen.“

„Darin könnten Sie sich täuschen.“

„Können wir uns nicht verteidigen?“ fragte Wera. „In der Kammer sind Revolver.“

„Ja, geben Sie uns allen Waffen,“ rief Anna Pawlowna. „Wir werden uns ihnen nicht lebend überliefern.“

Sie sah Sascha an und trat an seine Seite. Die Waffen wurden gebracht, Boris Alexeiwitsch untersuchte und verteilte sie. Als er Wera das Pistol gab, senkte sich sein Blick tief in ihre Augen und er flüsterte ihr zu: „Ich kann nicht mit dir leben, aber ich will mit dir sterben.“

Wera empfing die Waffe aus seiner Hand. „Sterben,“ hallte es in ihr nach.

Diesmal dachte sie nicht an Grischa.

Da wurden Schritte auf dem Hofe vernehmbar. „Hört mich!“ rief Natalia Arkadiewna mit einer Stimme, daß alle auf sie sahen. „Wir werden uns nicht überwältigen lassen; denn ehe dieses geschieht, feure ich meinen Revolver auf die Flasche Nitroglyzerin ab, die lediglich zu diesem Zweck in dem Schranke dort aufgehoben wird. Wera, nimm sie heraus und stelle sie auf den Tisch. Wir alle sind bereit zu sterben; aber wir würden sterben, ohne genützt zu haben. Laßt mich deshalb einen Versuch machen, uns zu retten. Begeht euch alle in die Kammer und verhaltet euch ruhig, was auch hier geschehen möge. Ich will meinen Vater empfangen und mit ihm reden. Gelingt mein Vorhaben nicht, so ist für das andere immer noch Zeit. Ueberlegt nicht lange! Geht, geht!“

„Ich sehe nicht ein, was das helfen soll,“ meinte Wladimir mürrisch. „Aber da es nichts schaden kann, mag es sein. Kommt also.“

Alle, außer Colja, begaben sich in die Kammer, die Natalia hinter ihnen abschloß; den Schlüssel verbarg sie auf ihrer Brust.

„Gehe in den Hof,“ gebot das mutige Mädchen Tanias Getreuem, „und lasse dich ruhig festnehmen. Ich weiß, daß du deine Herrin und ihre Freunde nicht verraten wirst.“

Colja brummte etwas, schielte nach der Tür, durch die er Tania halb bewußtlos hatte hinausschwanken sehen und trollte sich fort; die Zurückbleibende hörte, wie er auf dem Hofe angehalten wurde. Gleich darauf drangen sie ins Haus. Natalia nahm die Lampe, öffnete die Tür und leuchtete auf den Flur.

„Wer ist da?“

Sie stand ihrem Vater gegenüber. Gang und Hof waren von Polizisten besetzt.

Einen Augenblick verlor der Geheime Staatsrat Arkad Danilitsch Niklakow die Fassung beim Anblick seiner Tochter; sie war so verändert, daß er sie kaum erkannte. Seine junge, hübsche, elegante Tochter mit kurzem Haar, in schmutziger Kleidung, das Gesicht entstellt und mit einem Ausdruck in ihren eingesunkenen glühenden Augen, wie ihn der Staatsrat nur bei Mörderinnen gesehen hatte.

„Lassen Sie Ihre Leute warten, Arkad Danilitsch Niklakow,“ sagte Natalia laut und ruhig. „Und kommen Sie mit mir herein. Ich habe mit Ihnen zu reden.“

Der Staatsrat wandte sich um.

„Bleibt, bis ich euch rufe. Die Posten um das Haus sind zu verdoppeln.“

„Nehmen Exzellenz einige Mann mit hinein“, bat der Sergeant. „Ich kenne das Frauenzimmer; es ist ein gefährliches Geschöpf, zu allem entschlossen.“

„Tun Sie, wie ich Ihnen befahl.“ Er wandte sich zu Natalia. „Gehen wir ins Zimmer. Was haben Sie mir zu sagen?“

Die Tür schloß sich hinter ihnen.

„Was haben Sie mir zu sagen?“ fragte der Staatsrat noch einmal.

Er war ein stattlicher Herr, mit einem schönen, strengen Gesicht und von bedeutendem Wesen. Er galt für unbestechlich, eine Eigenschaft, die ihn in Petersburg berühmt gemacht hatte. Die Nihilisten haßten ihn als einen ihrer gefährlichsten Feinde. Er wußte, daß er von den Terroristen zum Tode verurteilt worden war, ließ sich jedoch durch nichts abschrecken, seine Pflicht zu tun und sie zu verfolgen. Seine Tochter hatte er leidenschaftlich geliebt und ihr Abfall hatte ihm namenlosen Jammer bereitet.

Ungerührt blickte Natalia auf ihres Vaters gebleichtes Haar — erblichen durch ihre Schuld! Sie sagte: „Sie sind alle nebenan in der Kammer; aber Sie werden Ihre Gewalt nicht gebrauchen, sondern Ihren Leuten sagen, daß Sie nichts gefunden haben. Das werden Sie!“

„Und wenn ich es nicht tue?“

„So schieße ich Sie nieder. In dem Augenblick, wo Sie den Mund öffnen, um nach Ihren Leuten zu rufen, sterben Sie.“

Sie nahm den Revolver, der neben der Flasche Nitroglyzerin auf dem Tische lag, und richtete den Lauf des Pistols auf ihren Vater.

„Du wolltest mich töten?“ rief der Staatsrat entsetzt.

„Sie können mir ja zuvorkommen; Sie werden doch wohl auch eine Waffe bei sich führen. Gebrauchen Sie dieselbe gegen mich, wenn Sie am Leben bleiben und meine Freunde gefangennehmen wollen.“

Der Staatsrat war sehr bleich geworden. Er zog aus seiner Rocktasche einen Revolver hervor und warf ihn zu Boden.

„So töte denn deinen Vater, elendes Geschöpf!“ rief er aus. „Die Welt mag erfahren, bis zu welchen Gräßlichkeiten euer Wahnsinn führt. Alle Bande der Natur werden gelöst, alles Bestehende wird umgestoßen; Töchter morden ihre Väter! Der Schuß der Wera Sassulitsch gab den russischen Frauen das Signal zum Elternmorde.“

In Natalias Augen flammte es auf.

„Höre, Vater,“ sagte sie, ohne das Pistol sinken zu lassen, „mit dir rechten kann und will ich nicht. Du hast deine Ueberzeugungen, ich habe die meinen. Es gilt hier aber nicht dein und mein Leben, sondern Höheres. In jener Kammer befinden sich Männer und Frauen, die zu allem entschlossen sind. Sie alle wollten gegen dich stehen; ich bewog sie aber, sich zu entfernen, denn ich kenne dich. Ich weiß, du willst nicht, daß ich dich töte; ich bin deine Tochter und du hast mich einmal geliebt. Du bist ein frommer Mensch, du glaubst an das Fortbestehen der Seele nach dem Tode, du willst nicht, daß die Seele deiner Tochter durch einen solchen Mord der ewigen Verdammnis überliefert werde, du hast Erbarmen mit ihr; sie ist doch schon auf Erden zu so vielen Qualen verdammt! Sieh mich an, mein Vater: Ich bin eine Sterbende.“

Der Staatsrat war erschüttert. „Kehre um! Komme zur Besinnung! Lasse mich dich zu deiner Mutter bringen, die um dich verzweifelt.“

(Fortsetzung folgt.)